Jud.
115 Z

Voss

<36603895970013

<36603895970013
Bayer. Staatsbibliothek

C

Jüdische Romantik und Wahrheit.

Von einem getauften Israeliten.

Herausgegeben von Julius von Voß.

7065

Berlin, 1817.
Bei Joh. Wilh. Schmidts Wittwe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

FRESENIUS

Inhalt:

Seite.

Joel Potsdammers Flug vom Zopfband zum Ordensband 3

Der Jude und drei Zeugen 65

Kleines, aus dem Leben des großen Spinoza 70

Der Jude und die egyptische Mumie. . . . 101

Des weisen Salomon Steigen durch die Steigekraft der Papiere. 107

Die zum Glück der Liebenden fehlende winzige Kleinigkeit 183

Des Juden Hirsch Reise nach Siberien, oder merkwürdigstes Jahr seines Lebens . . . 204

Des Philosophen Maimon romantische Fahrten 221

Jüdische Scene, gespielt im Saale bei Kämpfer 275

Ueber das jüdische Deklamiren des Herrn Schauspieler Wurm in Berlin 291

Joel Potsdammers Flug
vom
Zopfband zum Ordensband.

BAYERISCHE
[illegible]

Man sagt, die Beredsamkeit der Alten wäre verloren gegangen, die Vergniaux und Danton, die Fox und Burdett ließen mit einem Demosthenes und Cicero sich gar nicht vergleichen.

Das ist nicht wahr, unter den Juden entwickeln sich noch große Rednertalente, und die ihren Zweck auch häufig nicht verfehlen. Robespierre hatte sich endlich um den Hals geredet, Fox sprach sich oft heiser für eine Meinung, und wenn es zum Stimmen kam, ging sie doch nicht durch. Die gesammte Beredsamkeit der französischen Revolution erschwatzte sich endlich Bonapartens Tirannei, die des englischen Parlements eine unerhörte Nationalschuld; nicht so die jüdische. Sie ist nicht allein jener an Demosthenes und Cicero gleich, sondern noch darüber hinauszustellen.

Die Waare kann nicht reden, sagen die Juden, man muß es selbst thun. Wie thätig sie den Grundsatz zur Ausübung bringen, davon zeugen Läden und Jahrmärkte.

Auch hat die israelitische Staatsberedsamkeit viel mehr ausgerichtet, als jene der Areopagiten, Consuln, Senatoren u. s. w. Griechenland und Rom sind längst untergegangen, der Judenstaat hingegen lebt, blüht und gedeiht noch. Und nicht schwer, wenn das ein Staat mit großem Länderumfang, mit zahlreichen Heeren und Flotten bewirkt; doch ohne Land und Schwerdt einen in seinen Gliedern allenthalben verzettelten Staat Jahrtausende in Leben, Blüthe und Gedeihen zu erhalten, dies will mehr sagen.

Auch die israelitische kirchliche Beredsamkeit macht jeder anderen den Rang streitig. Die Rabbiner und Talmudisten sprechen ihre Religion fest, das Tridentische Concilium sprach die christliche locker.

Demosthenes bewegte den Staat von Athen. Nun das war der eigne, er wurde gehört vom ganzen Volk. Hat es aber Fälle gegeben, wo Juden fremde Staaten bewegten, nur gehört von einem Ministerohr, so haben sie mehr als Demosthenes gethan.

Cicero führte des Raburius Sache gut, und davon spricht man noch diesen Tag. Raburius Sache war aber auch ziemlich gut; wenn aber jüdische Lieferanten ihre oft gar nicht gute Sache außerordentlich gut führen, achtet man kaum darauf.

In diesen Blättern wird man die Entwicklungsgeschichte eines ungemeinen jüdischen Rednertalents geben, so wie Herr Professor Buchholz die Entwicklungsgeschichte eines Jesuiten dargestellt hat. Daß Juden und Jesuiten viel Aehnlichkeit haben, darf nicht erst bemerkt werden.

Im starkumfangnen Willen, in dem Grundsatz: der Zweck adle die Mittel, begegnen sie sich, noch mehr jedoch in derjenigen Beredsamkeit, die sich auf jenen Willen, auf jenen Grundsatz richtet. Und Rede geht dem Handeln voraus. Die Schüler des Ignatius von Loyola hatten, gegen Ganganellis Zeiten hin, die Redekunst ein wenig vernachlässigt, und mußten den Fehler büßen. Ganz im Stillen machten sie ihn aber wieder gut, sprachen sich endlich wieder auf die Bahn, und so leis', daß man es kaum hörte.

Bisweilen sind hie und da — im Allgemeinen aber nie — auch die Juden in Vernachlässigung der Beredsamkeit gefallen, und haben dies und jene Land dann räumen müssen. Gemeinlich sprachen sie aber späterhin sich wieder hinein.

Erziehung macht den Menschen, das ist gewiß, die Natur fing aber seine Erziehung im Mutterleibe schon an. Daß ihm jedoch, aus dem neunmonatlichen Gefängniß entlassen, nicht Eltern und Lehrer allein, sondern auch andere Umgebungen, die Erziehung fortsetzen, weiß männiglich.

Demungeachtet kömmt es auf einen ersten Impuls, einen Grundstein für den Charakterbau, auf ein Motto für die Intelligenz an, das gelesen und wieder gelesen wird, einen Text, über dessen Auslegung das ganze Leben begriffen ist. Wir tragen alle so einen Text in uns, und ob er schon wörtlich vergessen seyn mag, legen wir ihn für und für aus.

Seit Rousseau hat man sich über das Erziehungswesen die Köpfe zerbrochen, und die vortrefflichsten Kinder auf dem Papier erziehen gelernt. Im Leben taugen sie freilich eben nicht.

Bei den Juden hört man dagegen nichts von einem Emil, auch nichts von gescheiterten Basedowschen und Bartschen Instituten, sie erziehen dagegen für das Leben. Der Sohn eines Juden wird immer wieder ein guter Jude, dafern nur jüdische Erziehungseinflüsse ihn ausbilden; giebt er sich aber christlichen hin, dann mißräth er als Jude, und daß, wenn er sich gar taufen lassen, ein guter Christ aus ihm geworden seyn sollte, davon will man eben keine Beispiele kennen.

Hieraus läßt sich auf eine sehr achtbare Erziehungskonsequenz bei den Juden schließen. Sie verstehen sich ohne Zweifel auf ersten Impuls, Grundstein, Motto u. s. w.

Joel nennt sich der Mann, dessen Entwicklungsgeschichte wir geben. Sein Vater wohnte

in einem kleinen Städtchen an der polnischen Gränze. Er war arm, die Christen hatten ihn so oft betrogen, das hatte ihn aber endlich reich an Weisheit gemacht.

Arm geworden, lernte er einsehn, wie er hätte reich werden können, so wie es Niemand besser zu sagen vermag, wie man durch Keuschheit sich gesund erhalten könne, als entnervte alte Wollüstlinge.

Es war für Joels Vater zu spät, seine erworbnen Theorieen noch selbst in Ausübung zu bringen, dafür sollte es aber sein Sohn thun. Der Wackre nahm sich vor, es mit dem Erziehungswesen nicht allein ernster zu treiben, als die unverständigen Christen, sondern selbst mehr als die verständigen Juden. Ein großer Plan.

Es ward ihm klar, daß er sich um eine einfache, aber höchst tiefe und erschöpfende Idee bemühen müsse, von welcher sein Erziehungssystem ausginge. Deshalb sann er viel über die Bestimmung des Menschen nach, und nicht, indem er sie in der Natur aufsuchen und moralisch nachweisen wollte, wie Fichte, sondern indem er auch verlangte: der Sohn sollte die gefundne Bestimmung genau erfüllen, was Fichte's Schüler nicht thun.

Es kann nicht geläugnet werden, daß sich der Alte weniger in der allgemeinen Natur und im

höheren Moralgebiet, als in den Verhältnissen seiner Nation umsah, und eigentlich über die Bestimmung des Juden nachdachte; es gelang ihm demungeachtet, zuletzt etwas Allgemeingültiges zu ergrübeln.

Dies glaubte er in dem Satz gefunden zu haben: Der Mensch soll reden.

Nun hatte er sein Princip. Reden, meinte er, darauf käme es an, alles Uebrige folge von selbst. Wer nur rede, erspräche sich schon was auf Erden. Indem Ersprechen hier der Rede Ziel war, verstand es sich auch, daß nicht dummes Reden gemeint seyn könne.

Wer könnte den Satz umwerfen wollen. Die Weisheit doch nicht. Wer da reden will, muß wissen, und man redet auch mit der Feder. Die Liebe auch nicht. Wer bei ihr reden will, muß fühlen, und man redet auch mit den Augen.

Die Religion eben so wenig. Es kömmt da nicht allein auf das an, was man andern sagt, auch auf die Rede zu sich.

Also reden soll der Mensch; wie? das messe er an den Umständen ab. In Sparta mußte man mit wenigen Worten viel sagen, am Hofe thut man oft wohl, mit vielen nichts zu sagen, Fürst Blücher von Wahlstatt sagte mit dem einen Worte: Vorwärts! viel.

Gegen den Satz ist also nichts einzuwenden, daß er jedoch einer gar verschiednen Anwendung fähig sey, bestreitet auch wohl Niemand.

Der Mensch soll reden, hieß hier so viel, als — der Jude soll reden. Das verstand sich von selbst.

Was man soll, muß man können, was man können will, lernen, hienach richtete sich das Erziehungssystem in seinen Mitteln zum Zweck.

Noch nicht vier Jahre war der Knabe alt, so wurde ihm das Maul schon gleichsam zu einer Klappermühle gemacht. Keine Speise, kein Trunk Wasser, kein Spielzeug wurde ihm gegeben, er hätte denn vorher ausführlich darum nachgesucht, dringend gebeten, vollständig alle Gründe aufgezählt, aus welchen er den Gegenstand wünschte, und darum bäte. Dies gelang anfänglich schlecht genug, die Mutter hielt sich oft die Ohren zu vor dem ungewaschenen Zeuge, der Vater meinte dagegen: Ungewaschenes würde im Wasser gewaschen.

Ein Antreiben mit Strenge würde dem Kleinen das Sprechen zum Ekel gemacht haben, weil er nun aber stets etwas Angenehmes damit suchte, und dadurch empfing, war das ein Anderes, und die Geläufigkeit mehrte sich von Tag zu Tag.

Hatte Joel Unarten begangen, erschien der Vater mit einem Strafwerkzeug, und gebot Rechs

fertigung. Auf bloße Furchtzeichen und Weinen folgten tüchtige Prügel, beredte Entschuldigungen konnten hingegen Ruthe oder Stock abwenden. Moralisch waren die Folgen hier nicht, der Knabe lernte einsehn, daß er wohl Unarten begehn dürfe, wenn er sich nur geschickt auszureden verstände. Aber dem System entsprachen sie, stellten als Motto, als Auslegetext für das Leben hin: die Tugend ist im Reden, das Laster in Maulfaulheit zu suchen.

Er durfte mit dem Vater streiten und zanken, nie aber gröblich seyn, in welchem Fall derbe Züchtigung ihn traf. Der Mensch soll reden, hieß es, nicht aber sich das Maul verbrennen, merke dir's.

Wie der Knabe das achte Jahr erreicht hatte, sagte ihm sein Vater: Ich habe dich lange genug ernährt, nun ernähre dich selbst.

Bitterlich fing er an zu weinen. Da gab es eine Ohrfeige. Der Mensch soll reden, und nicht weinen, hieß es. Er kann wohl zum Reden auch einmal weinen, warum nicht, wo es paßt, aber Weinen allein soll er nicht.

Joel fing nun an zu reden, ausführlich und weitläuftig, auch gescheut genug für sein Alter, indem er Jenem darthat: er wisse nicht, was er hier reden sollte, denn weil ihm der Vater eine Ohrfeige gegeben hätte ums Weinen, ließe schon sich absehn, daß kein Bitten helfen würde, ihn

noch nicht sich selbst ernähren zu lassen, und er rede mithin unnütz. Sollte er sich aber selbst ernähren, könne es doch mit dem Reden nicht geschehn, fürs Reden gäbe ihm doch Niemand Geld, oder Brot oder Suppe, aber wohl für Waare. Nun hätte der Vater freilich auch oft gesagt: die Waare könnte nicht reden, man müßte selbst reden, er wollte das auch, wenn er Waare hätte, er hätte aber doch keine, der Vater sollte ihm also welche geben.

Dieser zeigte ihm nun: daß man schon aufs Rechte käme, wenn man nur redete. Waare müsse er freilich haben, er, der Vater, hätte aber keine für ihn, auch kein Geld, ihm welche zu kaufen, doch würde es auch keine Kunst seyn, für Geld Waaren zu haben, kaufen könnte sie jeder Narr, Joel möchte also zusehn, daß er ohne Geld deren überkäme.

Soll ich denn welche stehlen, fragte der Knabe.

Die Antwort lautete: Der Mensch soll reden, und nicht stehlen, wer stiehlt, kann auch darüber an den Galgen kommen. Sieh nur, vors Erste thäten Dir ein zwanzig Ellen Potsdammer Haarband Noth. Verkauftest Du sie, die Elle mit einem Dreier Profit, so hättest Du zwanzig Dreier, wovon Du schon etliche Tage leben könntest. Solchen Band haben mehr Juden in der Stadt, auch

Kaufleute von den Christen. Nun sieh zu, daß Einer die zwanzig Ellen auf Borg giebt, sind sie verkauft, kannst Du sie bezahlen, und dann hast Du wieder Kredit.

Joel begab sich nun zu einem Israeliten, und trug ihm sein Anliegen kurz vor. Es war kein Freund seines Vaters, der Kleine sah mit harten Worten sich abgewiesen. Ein Zweiter hatte auch nicht Lust, dem barfußgehenden Knaben auf Borg zu geben, und nicht besser ging es ihm bei einem Dritten. Tief betrübt kam er heim, und meldete den eiteln Erfolg.

Du hast nicht geredet, fuhr ihn der Alte an.

Wohl hab ich geredet, es half nur nichts, klagte Joel.

Man muß so reden, daß es hilft, entgegnete der Vater. Das Maul spricht nicht allein, hab' ich Dir auch schon gesagt.

Joel wußte keinen Juden mehr, zu einem Christen traute er sich noch weniger zu gehn. Der, meinte er, würde es um so eher abschlagen.

Wenn Du nicht redest, freilich, sagte Jener. Sonst würdest Du auch nicht weit kommen, wenn Du nur mit unsern Leuten zu thun haben wolltest. Von den Christen mußt Du leben.

Der Kleine ging nun zu einem Kaufmann, erschien jedoch bald wieder, mit rothgeweinten Augen, mit Schaam und Zorn am Gesicht. Der

Kaufmann war gröblich gewesen, hatte ihn verspottet, gesagt: wer wird solchem dummen Judenjungen Kredit geben. Und da er mit ungestümen drängenden Bitten fortgefahren, hatte er ihn durch seinen Ladendiener zum Hause hinauswerfen lassen.

Du hast nicht geredet, sagte der Vater.

Was sollt ich nicht geredet haben, schrie der Knabe. So lange, bis ich darüber bin hinausgeworfen worden.

Der Mensch soll reden, hieß es drüben, aber auch so wie er soll. Das Maul spricht nicht allein, auch die Mütze. Du hast die Mütze vielleicht auf dem Kopf behalten. Der Puckel spricht auch, Du hast Dich vielleicht nicht gebückt. Du bist vielleicht nicht freundlich gewesen, und der was freundliches verlangt, muß doch freundlich reden. Besinne Dich auf das Alles, und rede besser.

Joel wollte aber zu keinem Andern, hatte Furcht, wieder schlimm anzulaufen, hatte die eiteln Versuche schon satt, meinte, alle neuen würden doch vergeblich seyn.

Gut, sagte der Alte, wie Du willst. Der Tisch wurde gedeckt, der Knabe empfing aber keinen Platz daran. So ging es auch am Abend, und am nächsten Morgen beim Frühstück.

Er zeigte sich trotzig, weil er meinte, ihm geschehe großes Unrecht. Laßt mich todthungern, sagte er, meinetwegen, ihr könnt es verantworten.

Wer redet, hungert nicht todt; erwiederte man ihm.

Daß hier kein Reden um Essen half, sah er inzwischen wohl ein; der Vater hatte sich einmal erklärt, Joel müsse fortan sich allein das Nöthige verdienen, und pflegte an seinem Wort stehn zu bleiben.

Bald war Joel verschwunden, und kehrte mit zwanzig Ellen Haarband zurück, die er mit einem gewissen Stolz auf den Tisch warf.

Das Hungerempfinden hatte ihn doch zu einem andern Kaufmann getrieben. Mit tiefgezogner Mütze, tief gebeugtem Rücken, und so freundlichem Wesen, als er es nur aufzubringen vermochte, war er in den Laden getreten, und hatte die Bitte um Kredit anhängig gemacht. Der Kaufmann war befremdet gewesen, hatte über die kleine Gestalt und das seltsame Anliegen nicht wenig gelacht, sich aber durch Joels schmeichelnde Worte endlich erbitten lassen. Auf Acht Tage war ihm der Kredit bewilligt.

Siehst Du wohl, daß Reden hilft, sagte der Vater. Nun will ich Dir heute auch Essen auf Borg geben.

Während die Mutter es besorgte, hielt der Alte gleichsam eine Feier- und Weiherede über Joels erste Waare. Der Anfang ist nun da, hieß es unter andern, Du hast zwanzig Ellen Band.

Das Band kann nicht reden, redest Du aber, wie Du sollst, kannst Du mit dem Band Dir Haus und Hof ersprechen, Kutsche und Pferde, und Bedienten, die mehr als zwanzig Ellen goldne Tressen am Rock haben. Er setzte — im prophetischen Geist — hinzu: nicht unmöglich, daß Du es mit dem Zopfband noch zu einem Ordensband bringst, aber reden mußt Du können.

Joel schmausete vor der Hand, und ließ das Uebrige gut seyn.

Der Alte pflegte aufs Land zu gehn, dort einige Ellenwaaren, Zwirn, Nadeln, Scheeren feil zu bieten, auch alte Kleider, und was sonst sich fand, einzuhandeln. Er nahm den Sohn jetzt mit, empfahl ihm Acht zu haben, wie er es bei Verkauf und Kauf mache, und daneben zu sehn, wie das Band sich anbringe.

Die Reise währte fünf Tage, und mühselig ging es dabei zu. Elende Kost, hartes Nachtlager auf Bänken in den Dorfwirthshäusern. Joel mußte, ohne die seinige, auch von des Alten Waare tragen, das Alles gefiel ihm wenig.

Am ersten Tage bot er seine Waare umsonst an, ob er sie schon, wie der Vater die seinige, beredt zu loben suchte. Er hatte sich damit zu Jedem, ohne Unterschied, gemacht, und nur Bauern und Frauenzimmer waren ihm zu Gesicht gekommen.

Der Alte sagte: der Mensch soll reden, aber nicht, wo es unnütz ist. Bauern tragen abgeschnittene Haare, Frauenzimmer brauchen kein Zopfband.

In jener Zeit wurden jedoch von gewissen Ständen noch allgemein Zöpfe getragen. Man kam den nächsten Tag auf einen Edelhof, wo es Schreiber und Bediente gab. Joel sah, daß sie Zöpfe trugen, und bot ihnen sein Band an. Theils bedurften sie dessen, theils bewog sie des schmeichelnden Kleinen Manier zum Handel. Er ward auf einmal alle zwanzig Ellen los, und hatte fünf Groschen daran gewonnen. Wie groß war nun seine Freude. Er beklagte, nicht mehr Band zu haben, weil sich auf der Reise noch manche Gelegenheit zeigte, wo er dessen hätte losschlagen können.

Am Vorabend des Sabbath kamen Vater und Sohn zurück, der Letzte that gegen die Mutter nicht wenig groß mit seinem Erfolg.

Indessen begehrte auch der Vater fünf Groschen Kostgeld für die fünf Tage. Du hast wohl mehr verzehrt, als täglich einen Groschen, weil Du aber meine Waaren getragen hast, mag es darum seyn. Den Sabbath über sollst Du wieder Kost auf Borg haben. Sieh nur zu, daß Du hernach bezahlen kannst.

Joel eilte noch zu dem Kaufmann, die Schuld abzutragen, erschien also noch vor dem Termin, und bat um neuen Kredit. Er fügte hinzu: daß er noch viel mehr Band hätte loswerden können, wenn er mehr davon besessen hätte.

Der Kaufmann hatte ihm neulich auf gut Glück, und halb aus Scherz, halb aus Mitleid Borg gegeben. Da er nun den kleinen Debitor so pünktlich fand, und wohl einsah, daß er manches verhandeln könne, glaubte er auch, dies sey eine Gelegenheit, viel von seinem Bande abzusetzen. Er sagte also: Gut, ich will Dir funfzig Ellen, und auf vierzehn Tage, geben. So lange Du richtig bezahlst, wirst Du auch neuen Kredit finden.

Nach dem Sabbath hausirte nun Joel in der Stadt, lief allen Leuten auf der Gasse nach, und pries seine Waare an. Einige kauften, Andere nicht, Einer, den er zu lange und hitzig verfolgte, gab ihm einen Hieb mit dem Stock. Der Vater sagte: man soll reden, sich aber nicht das Maul verbrennen.

Die funfzig Ellen waren vor Ablauf der vierzehn Tage doch alle geworden, der kleine Handelsmann bestand aber diesmal nicht. Er hatte Einiges zu wohlfeil hingegeben, sich durch den Geldbesitz auch verleiten lassen, Näschereien zu kaufen,

Der Vater hatte jetzt täglich sechs Dreier Kostgeld verlangt, und Joel sie erlegt, wie er nun aber seinen Gläubiger bezahlen sollte, war auch nicht die Hälfte der nöthigen Summe beisammen.

Weinend klagte er dem Vater seine Noth. Eine harte Züchtigung folgte sogleich. Es hieß abermal: Rede, weine nicht. Und schlecht hast Du geredet, schlecht gerechnet, und Rechnen ist auch Reden. Das Rechnen spricht zu Deinem Beutel. Rede, wie wird das nun gehn? Du brauchst es mir nicht zu sagen, ich weiß doch schon, daß der Kaufmann Dir nichts mehr auf Borg geben wird, wohl noch eine Tracht Prügel, daß Du dann nichts mehr verdienen kannst, kein Essen mehr von mir kriegst, und verhungern mußt, rede nur darüber mit Dir selbst, und rede Dir das Verhungern weg.

Zwei Tage fehlten noch am Ablauf der Zahlfrist. Joel war verschwunden, man sah ihn zwei Tage nicht. Die Mutter war voll Angst und Bangigkeit, der Junge möchte sich ein Leid gethan haben, ihr Mann suchte sie zu beruhigen.

Die Schmerzen der Züchtigung, und Furcht zu erhungern, hatten den Knaben angeregt. Er hatte sich so vielerlei gesagt, was er noch thun könne, bis er auf das gefallen war, womit er in der That sich noch half.

Er hatte sich gesagt: da das rechte Reden ihm ja bei dem einen Kaufmann zu Borg geholfen, wäre es ja bei andern auch möglich, wo er neulich nicht recht geredet habe. So war er zu zweien Juden gegangen, zu Einem dennoch vergeblich, den Andern hatten seine Bitten aber dahin gebracht, ihm nun zwanzig Ellen zu gewähren. Für das noch übrige Geld hatte Joel noch baar sich Band gekauft, und weil im Städtchen keines mehr zu verhandeln war, hatte sich der achtjährige Knabe allein aufs Land gemacht, doch zuvor wohl nach Dörfern erkundigt, wo es Edelleute, Amtleute, oder solche Personen gäbe, die Zöpfe trügen. Schier außer Athem hatte er sich gelaufen, eben so für seine Waare gesprochen, und nur von Brod und Wasser gelebt. Das Band war jedoch in den zwei Tagen abgesetzt, und so viel daran gewonnen worden, daß er den Kaufmann zu bezahlen vermochte. Spät in der Nacht, und beinahe erschöpft, kam Joel zurück, nun labte und lobte man ihn aber auch.

Der Vater ging mit ihm weiter aufs Land, und bald auf einen Jahrmarkt in einer größeren Stadt. Dort machte Joel schon recht ansehnliche Geschäfte nach seiner Art, indem er mehrere Hundert Ellen los wurde. Was er nicht mitgebracht hatte, kaufte er, und um baares Geld wohlfeiler, als im Geburtsort um Kredit. Er sprach dabei

tüchtig, um möglichst wohlfeilen Preis und Rabatt, den er bei dieser Gelegenheit kennen lernte, zu erhalten. Er eilte vom Morgen bis zum Abend nach den Gasthöfen, zu den Wirthstafeln, in die öffentlichen Gärten, bot und pries sein Band an. Oft kaufte man ihm ab, um ihn nur los zu werden, oft weil der so beredte Knabe eine Art Interesse einflös'te, und da gewann er an einer Elle nicht selten einen halben, wohl bei vornehmen Leuten einen ganzen Groschen, denn er forderte derb über den Preis hinaus. Oft wurde der barfüßige und in Lumpen gekleidete Junge auch von Markören mit Härte weggestoßen.

Dann sagte ihm der Vater: Du hast nicht gut gesprochen, und auch noch lange nicht genug gesprochen. Rede Dir erst Schuhe an die Füße, und einen Rock an den Leib, die reden auch in der Welt mit.

Joel versuchte zuerst solche Leute, die ihn verächtlich behandeln wollten, mit Rede zu entwaffnen, indem er ihnen vorstellte: es sey doch sehr unrecht, daß sie einen armen Jungen, seiner Armuth willen, Leid thäten, er wolle doch auch leben, und suche sich ehrlich zu nähren, wie er könne, müsse es im achten Jahre schon selbst thun. Das half meistens, und Joel empfing wohl noch hie und da ein kleines Geschenk über den Kauf, oder statt des abgelehnten Kaufs.

Man ging von Markt zu Markt, endlich zur Messe nach Frankfurt. Hier blühte Joels Waizen trefflich, denn er konnte seine Waare aus erster Hand beziehn, und fand so häufige Gelegenheit, sie gut an den Mann zu bringen. Zu Ende der Messe war im Stande, sich ein Paar Schuhe neu, und auf dem Trödel einen alten Ueberrock zu kaufen. Er stolzirte nicht wenig, als er mit diesem Aufzug in den Geburtsort zurück kam, und lernte seine Neigung zu Näschereien bekämpfen, weil er sich sagte: für zwanzig solcher Gegenstände wäre ein Stück Zeug anzuschaffen, was doch bliebe, und mitredete, denn seines Vaters Wort: daß auch Kleider redeten, sah er bestätigt.

Er hätte freilich auch mit anderen Waaren handeln können, der Vater wollte das aber nicht, vielmehr: Joel sollte nur erst einen Handelzweig recht genau kennen lernen, das Weitere müsse dann schon sich finden.

So ging es denn für und für an ein Bandtragen aufs Land, Märkte und Messen beziehn. Joel nährte in der That sich allein, trug von seinem Gewinn dem Vater Kostgeld ab, und gelangte nach und nach zu immer besseren Kleidern. In zwei Jahren hatte er, am Ende einer Messe, einen baaren Geldvorrath von zwanzig bis dreißig Thalern. Dafür handelte er bei Kaufleuten,

die Reste von Band liegen hatten, den sie los seyn wollten, mit sehr vortheilhaftem Rabatt ein, wobei die Worte auch nicht gespart blieben, und trug nun einen schweren Sack mit Waare heim.

Diese konnte er nicht allein verkaufen, redete also anderen jüdischen Knaben zu, davon zu nehmen, und damit aufs Land und nach Märkten zu gehn. Die Eltern der Knaben, wie sie bedachten, daß es dem Joel so damit geglückt sey, waren das zufrieden. Joel unterrichtete seine Unterverkäufer, und so hatte der zehnjährige Knabe eine Art Hauptniederlage, woraus späterhin eine Art Comptoir wurde.

Viele Jungen kamen, verlangten bisweilen Kredit, Joel bewilligte ihn, sah sich bisweilen aber auch betrogen. Der Vater sagte: Du hast nicht gesprochen. Fragen ist auch sprechen, Du mußt fragen: wo kann ich verborgen?

Der Vertrieb wuchs, die Waaren fehlten, zur nächsten Messe sah Joel ein, daß er wohl dreimal so viel mitnehmen und abzusetzen hoffen könne. So viel Baarschaft hatte er jedoch nicht, ihm stand auch da und dort aus. Er ging also zu den Kaufleuten, bei denen er schon viel erstanden hatte, und bat sie um Kredit. Er sprach so beredt über den steigenden Flor seiner kleinen Handlung, und seine Pünktlichkeit im Zahlen, daß er Vertrauen gewann, und seinen Zweck erreichte. Um so mehr

Geschäfte, man hätte nun schon von Joel et Compagnie reden können.

Noch war er in keine Schule gegangen, der Vater hatte ihn nur selbst im Lesen, Schreiben und Rechnen dürftig unterwiesen. Das letzte meistens gelegentlich auf Reisen, wo Joel diese und jene Aufgabe im Kopfe lösen mußte. Nun aber ein kleines Comptoir entstanden war, langte Joel damit nicht aus, wollte er sich nicht verrechnen und schaden, nicht zu leistende Zahlung und ausstehende Schuld vergessen, mußte Buch über die Geschäfte gehalten werden.

Der Vater sagte: Du mußt in die Schule gehn, kannst es auch, während die Anderen für Dich verkaufen. Aber vergiß nicht zu reden.

Wohl hatte der Alte gesehn, daß Kinder, welche den Schulunterricht umsonst empfangen, nichts daraus machen, ihn auch eher fliehen als suchen würden. Und daß es auch so zu gehen pflegt, wenn sie den Nutzen des Unterrichts noch nicht einsehn.

Joel hatte aber diesen Nutzen schon einsehen gelernt, und sollte die Schule auch aus seinen Mitteln bezahlen. Da ließ sich nun hoffen, er würde für sein Geld möglichst gut einkaufen wollen.

Im Orte hatte man eine christliche Schule, die eben nicht viel bedeutete, doch war Deutsch Schreiben und Rechnen bis an einen gewissen

Punkt dort zu lernen. Joel eilte zum Vorsteher, und redete ihm mit vielen Worten beweglich zu, ihm für einen billigeren Preis als den übrigen Kindern Unterricht zu ertheilen. Weil Kleider auch reden, legte er diesmal seine guten nicht an, sondern erschien im alten dürftigen Lumpengewand. Weil Jener ihn aber doch besser angethan gesehn, auch von seinem kleinen Wohlstand gehört hatte, vermuthete er die Absicht, wollte auf keine Herabsetzung des Schulgeldes eingehn, und sagte ihm warum. Nun entgegnete der Knabe: ihm wären schlimme Unfälle begegnet, er sey um alle Habe gekommen, und der Schulmann willigte hierauf ein.

Man hat zu bemerken, daß sich Joel aus einer Lüge nichts machte, vielmehr bereits ein rechter geschickter Lügner war, wo es darauf ankam. Der Vater hatte das nicht allein wahrgenommen, sondern auch leise befördert. Nach seiner Moral, die sich aus einem stets folgerechten System entwickelte, war die Bestimmung des Menschen — namentlich insbesondere des Juden — zu reden. Nun ist Lüge auch Rede, alle Rede verlangte das System, aber auch zweckmäßig. Was ließ sich da nun gegen eine zweckmäßige Lüge sagen? Er dachte: alle Welt lügt, und im Handel wird vorzüglich gelogen. Lügt man bei zugesagten Zahlungen, lügt man dumm, verliert den Glauben, und kömmt

auch wohl in Strafe. Lügt man im Anpreisen der Waare, schadet es nicht, es müßte denn so weit gehn, daß Niemand mehr von solcher Waare kaufen wollte. Dann wäre es dumm gelogen, und dumme Lügen trifft auch Hohn und Verachtung, schon weil sie an den Tag kommen. Die klugen bleiben hingegen verborgen, werden sie aber auch einmal erkannt, und stehen denn nur als gescheute da, hat es mit der sie treffenden Schande bei der heutigen Welt nicht viel zu sagen.

Ein guter talmudischer Moralist war er da freilich nicht. Denn das rabbinische Sittengesetz ist viel strenger und heiliger, als Christen wohl denken. Und es dringt so auf Wahrheit, daß ein Jude einen Heiden auch nicht mit einem Gruß hintergehn soll. Es ist ihm z. B. untersagt, da sich der Höflichkeitsformel zu bedienen: Ich freue mich Sie wohl zu sehn. Denn es ist nicht wahr, der Jude kann sich nicht freuen, einen Heiden — oder Christen, gleichviel — wohl zu sehn, und er soll nicht lügen. Ein Christ lügt hingegen mit dieser Formel wohl seinem ärgsten Feind ins Angesicht.

Man könnte fragen: wie es bei der Moral des Mannes um das Betrügen gestanden hätte, da man betrügend doch auch redet. Es versteht sich aber hier auch, was vom Lügen gilt. Hat man betrogen, daß man darüber in Strafe ge-

langt, hat man unklug betrogen, und der Rede sich dabei bedient, und dies blieb immer verboten. Daß alle Welt betröge, nur weniger oder mehr, feiner oder gröber, gescheuter oder einfältiger, stand als ein Erfahrungssatz da, über welchen zu sich reden konnte, wer zu reden wußte.

Es ist schon gesagt worden, wie gemessen er den Sohn vor allem Stehlen warnte. Und sie gingen auf ihren Reisen bei keinem Galgen vorüber, ohne daß nicht der Alte einige Nutzanwendungen hätte sollen zu vernehmen geben. Doch als Joel nachgrade älter wurde, floß auch einige Lebenserfahrungsphilosophie über das Galgenverhältniß zu Staat und Menschheit ein. Z. B. daß, wer mit einem Brecheisen stehlen ginge, könne darüber das luftige Haus beziehn, mit Hunderttausend Brecheisen — nach Bayonner Art — wäre es freilich ein Anderes u. s. w.

Als nun Joel die Schule besuchte, erfolgte, was sein Vater erwartet hatte. Er wollte sein Geld zu möglichst hohem Zins anlegen, schrieb in der Schreibstunde wohl dreimal so viel, als die Kameraden, dasselbe galt vom Rechenunterricht. War doch Schreiben und Rechnen auch Reden.

Dabei fragte er den Lehrer alle Augenblick, wie er das und jenes zu machen habe, wies so oft vor, und begehrte neue Weisung, daß man mit ihm mehr zu thun hatte, als mit einem hal-

ben Dutzend anderer Knaben. Erst freute Jenen der Fleiß, späterhin ward ihm aber die übertriebene Zudringlichkeit lästig. Und das um so mehr, als der immer redende Joel, wenn der Monat um war, und er zahlen sollte, vom Bedungenen immer noch wieder abzudingen suchte.

Man jagte ihn also nach drei Monaten zur Schule hinaus. Er wollte sie eben aber von selbst schon verlassen, weil er meinte, nun das Geld des Lehrers selbst verdienen zu können. Er kaufte sich auf der Messe calligraphische Vorschriften, ein Buch über Rechenkunst und Handel. Die Schule hatte ihn auf den Weg gebracht, nun konnte er ihn allein schon gehen. In Jahr und Tag schrieb er eine ungemein kunstfertige Hand, und war schon ein tüchtiger Algebraist. Da begegnete er dem Schullehrer einmal, und fragte ihn: was bezahlen Sie mir, so gebe ich Ihnen Unterricht im Schreiben und Rechnen? Diesen verdroß es von dem noch nicht zwölfjährigen Knaben, und er gab ihm eine Ohrfeige. Hab' ich's Dir nicht oft gesagt, merkte der Vater an, der Mensch soll reden, sich aber das Maul nicht verbrennen.

Ein polnischer Rabbiner unterwies in der ebräischen Sprache und Religion. Joel bat die Vorsteher der jüdischen Gemeine so lange, bis er den Unterricht da frei bekam. Weniger fleißig zeigte er sich hier, vielleicht weil ihn das Unent-

gelbliche nicht so reizte. Der Vater sagte: Dummer Junge, je mehr umsonst, je besser. Und wer reden will, muß auch hören, was Andere sagen. Höre nur, was die Talmudisten sagen, und wie sie es sagen, da wirst Du erst recht reden lernen.

Nun gewann er der Sache Geschmack ab, drang weiter ein, die spitzfündige Dialektik, ihm erst dunkel, ward ihm nach und nach klarer, half ihm den Verstand schärfen. Er hörte auch die Predigten in der Synagoge sorgsam, und ahmte sie daheim nach. Um desto größer wurde seine Redefertigkeit.

Einmal hatte er dem Vater gesagt: es käme ihm vor, als wenn die Thurmuhr auch spräche. Freilich spricht sie, hatte die Antwort gelautet, Du mußt sie nur verstehn. Was meinst Du, was pflegt sie zu sagen?

Joel antwortete: Thue ich was, ists, als ob sie sagte: spute Dich, thue ich nichts, klingt's wie: fauler Esel!

Richtig, entgegnete der Vater, sprich nur wieder zur Thurmuhr: ich spute mich ja, oder: Du lügst, ich bin nicht faul. Und sprich von Morgens um vier Uhr mit ihr.

Das that denn Joel, und las fleißig in talmudischen Schriften und Büchern über den Handel.

Sein eignes Geschäft hatte er im zwölften Jahre in der vollkommensten Ordnung, und hielt die genaueste kaufmännische Rechnung über Ein- und Verhandel, Credit und Debet. Die Umsicht in dem einfachen Verkehr bereitete ihn zum weiten und zusammengesetzten vor.

Das Schicksal nahte aber seinem Verkehr höchst feindlich. Die Mode hatte die Zöpfe immer kürzer gemacht, und die Nachfrage um Band vermindert; endlich schaffte sie die Zöpfe ganz ab, und es gab keine Nachfrage mehr. Es blieb nichts übrig, als die Niederlage um einen geringen Preis zu veräußern, und zu einem andern Geschäfte überzugehn.

Zu welchem? war die Frage. Rede, sprach der Vater, wir gehen zur Messe, rede.

Joel konnte, nach verkaufter Niederlage, und eingetriebnen Schulden, die Messe jetzt mit einem baaren Geldvorrath von Hundert Thalern beziehn. Er fragte nun bei den Juden im Orte nach, von welchen Gegenständen sie zeither das Meiste abgesetzt hätten. Einer nannte diese, Einer jene Waare, Joel erfuhr auch, daß sie nicht gern mit Summen die Messe bezögen, sondern Waaren dafür hinbrächten, um an diesen zu gewinnen. Man nannte ihm Honig, Wolle, Schaaffelle, und was sonst in der Gegend zu haben, und dort anzubringen war.

Joel kaufte derlei auf dem Lande, und gab es auf einen Frachtwagen. Der Gewinn daran lohnte wenig, trug kaum die Ausgaben der Fortschaffung über. Doch ging es auf der Messe glücklicher. Dort hausirte Joel mit seidnen Tüchern und andern kleinen sogenannten Galanteriewaaren, lief bis in die sinkende Nacht, und seine gewöhnliche schmeichelnde Beredsamkeit verschaffte ihm Absatz. Er hatte zu Ende der Messe sein Kapital mit funfzig Prozent Vortheil umgesetzt, und kaufte nun nicht allein für Hundertundfunfzig Thaler solcher Waaren, sondern empfing auch von den Kaufleuten, denen seine schon erfahrne Pünktlichkeit und sein flinkes Maulwerk Vertrauen abnöthigte, um einige Hundert Thaler auf Glauben bis zur nächsten Messe.

So kehrte er also mit einem artigen Vorrath heim, nahm wieder Unterverkäufer, bezog kleinere Märkte und handelte aufs Land. Es gab einige Mißerfahrungen mit den neuen Artikeln, einige gingen nicht nach Wunsch, einiger Kredit war abermal nicht mit Erfolg gegeben. Doch übertrug der allgemeine Vortheil den Schaden im Einzelnen, Joel konnte sowohl in der nächsten Messe seine Verbindlichkeiten erfüllen, als den Geschäftskreis abermal erweitern. Ein Jahr darauf bezog er auch die Messen in Leipzig und Naumburg, seine Waarenkunde und anderweitige

praktische Umsicht nahmen zu, und seine fortgesetzten theoretischen Studien hielten Schritt mit jenen. Funfzehn bis sechszehn Jahre alt, hatte er bereits einige Tausend Thaler erworben, und dies hatte sein emsiger Fleiß um so mehr erzielen können, als er, mochte er auch an dem Tage einen Dukaten gewonnen haben, doch für und für um sechs Dreier lebte. Er war das einmal so gewohnt, sein Appetit nach höheren Zahlen im Provisions-Conto größer, als der nach leckeren Speisen.

Nun wollte er aber in ein großes Handlungshaus als Comptoirbedienter treten, bemühte sich auf der Messe um eine solche Stelle, und fand sie bald in einer namhaften Stadt.

Wie er sie antrat, war ihm manches geläufig, manches fremd. Er schrieb die beste Hand unter den Uebrigen, das Rechnungswesen galt ihm ein Kinderspiel. Das ihm Neue mußte er hingegen lernen, wollte es auch, es konnte ihm nicht geschwind genug damit gehn, deshalb fragte er in einem weg, erzählte auch immer wieder, was er begriffen hatte, um zu erfahren, ob er auch nicht irre, störte damit oft die Geschäfte, und empfing manchen Verweis. Dann bat er wieder, um den Unmuth durch Reden abzuleiten, sehr wortreich um Verzeihung, wobei er die Gründe aufzählte, aus denen er so viel gefragt. Darüber lachte man denn.

Man that es nicht weniger bei seinen mit freundlichen Aeußerungen, und tief demüthigenden Verbeugungen so überflüßig begleiteten Höflichkeiten, die hier gar nicht üblich waren. Er hatte oft mit seinen kleinen Waaren nach den polnischen Landgegenden gehandelt, bemerkt, daß Israeliten hier so gegen den Adel auftreten, und das um so mehr nachgeahmt, als er stets ja etwas erreden wollte, und den Antheil der Gebehrde aus oft guten Erfahrungen kannte. Deshalb fehlte ihm der richtige Takt.

Unterrichten wollte er sich allenthalben zu seinem Nutzen. Er sah, daß Buchhalter, welche der französischen Sprache mächtig, und Geschäftsbriefe darin zu schreiben fähig waren, mehr geachtet, besser gelohnt wurden. Gleich nahm er einen Lehrer an, und bei dem Ungestüm, womit er sich auf den Gegenstand warf, machte er eilige Fortschritte. Aber auch, als diese noch weit vom Ziele entfernt blieben, suchte er Gelegenheiten, sich zu üben, zu befragen, wo es nur anging, hob mit Allen, welche diese Sprache verstanden, sie zu reden an, was Jeden zu lachen machte.

Er lebte, einmal daran gewöhnt, sehr eingeschränkt, Andere mußten den filzigsten, übertriebensten Geitz darin finden. Denn er reinigte sich Kleidung und Stiefeln selbst, besuchte das wohlfeilste, aber auch vom geringsten Pöbel nur beliebte

liebte Speisehaus. Lud ihn jedoch sein Patron einmal an die Tafel, dann mundete ihm die leckere, noch wohlfeilere Kost, und Joel machte sich in gieriger Gefräßigkeit lächerlich.

Die übrigen Comptoirbedienten verwiesen ihm das eine wie das andere Betragen, verlangten, er sollte essen gehen, wo man anständige Leute fände, sich mit Geschmack kleiden, sich beim Gastmahl des Patrons bescheiden und sittlich zeigen.

Er folgte zum Theil, und das, indem seine Grundidee, die wie ein Instinkt sein Lebenssystem durchdrang, einstimmte. Auf Reden kam da Alles an. Bei vornehmeren Personen ließ sich mehr ereden, als bei geringen, Kleider redeten auch.

Wie aber den Aufwand, an den er so schwer ging, zurückgewinnen? Das mußte auch beredet, d. h. berechnet werden. Joel hatte einen Theil seines Kapitals in der Handlung des Patrons untergebracht, wiewohl ihn das bald reute, weil die Zinsen davon nicht hoch stiegen. Einen andern hatte er zurückbehalten, um gelegentlich eine Spekulation auf eigne Rechnung zu machen, wobei er denn nicht säumte. Er fiel nun auch darauf, sich Uhren, Pettschafte, Ketten, Busennadeln und dergleichen zu halten, und suchte, wohin er kam, Jeden mit regsamer Zungengeläufigkeit davon aufzuschwatzen, nicht weniger einzuhandeln,

was sich vorfand. Dieser redselige, auffallende Schachersinn lud ihm abermal Gelächter auf.

Und war von nichts Anderem zu sprechen, redete Joel von sich. Er konnte sich das Zeugniß ablegen, vom achten Jahre her ungemein thätig gewesen zu seyn, und für seine Lage ein Bedeutendes erworben zu haben. Er wußte, daß er auch jetzt bei Weitem fleißiger sey, als die nächsten Bekannten, und sie in mancher Hinsicht überträfe. Dies hatte ihn durch und durch mit Eitelkeit erfüllt, er glaubte sich loben zu dürfen, weil er an sich so viel zu loben fände, und es geschah mit dem gewohnten Reichthum an Worten. Allerdings machte er sich zum Gespötte dadurch.

Er nannte jetzt sich Joel Potsdammer, zum Andenken des Potsdammer Bandes, womit er die Handelslaufbahn eröffnet hatte. Allenthalben hieß es: der Potsdammer ist ein unverschämt zudringlicher Laffe, ein linkischer Hans Taps, ein eingebildeter Narr. Er befand sich, nach Jean Paul, jetzt in seinen Flegeljahren, an den Dornen auf seinem Wege, über die er hin mußte.

Seine Eigenliebe ließ ihn nicht gleich wahrnehmen, daß man sich über ihn lustig mache. Denn so leicht tadelte ihn doch Niemand ins Gesicht, und Manche neckten und schraubten ihn auch durch hohe Lobsprüche, die er für baare Münze nahm.

Auf die Länge konnte es seiner Scharfsicht aber doch nicht entgehn, wie er im Urtheil der Menschen stand, und nun ward er höchst unwillig darüber, fühlte sich in dem verwundeten Stolz tief gekränkt, und schrieb seinem Vater, wie hart, wie ungerecht man ihn behandle. Dieser antwortete: Der Mensch soll reden, aber nicht das Maul sich verbrennen. Daneben folgte der Rath: ein anderes Unterkommen in der Fremde zu suchen.

Der Sohn dachte jetzt nach, sah ein, daß er wohl oft sich das Maul verbrannt haben konnte, und daß es gescheut sey, vom Feuer wegzubleiben. Den Satz über das Reden warf die Bemerkung hingegen nicht um, er hatte ihn ja anderweitig so oft bewährt gefunden. Der Mensch soll reden, dies stand fest, aber freilich recht und am rechten Orte.

Er beobachtete nun mehr, wie es Andere in der wirklichen Welt machten, und besonders die, welche darin Achtung und Gedeihen finden, er las Bücher, sahe Schauspiele, worin das Leben gezeichnet war. Das mußte ihm Frucht bringen.

Nach zwei Jahren verließ er seine Stelle, an Kenntnissen und Erfahrungen nicht wenig bereichert. Was ist am Ende Genie, als heftige Tendenz des Willens zu einem gewissen Zweck, und heftiger konnte sie nicht leicht bei Jemanden seyn. Er hatte nach der französischen Sprache auch die

englische angefangen. Er war ein so fertiger Comptoirrechner geworden, daß man ihn oft nach anderen Handelshäusern rief, wenn sich ein Fehler oder Irrthum in den Büchern eingeschlichen hatte, den man nicht zu entdecken vermochte, und Joel half da gleich aus.

Er hatte manches bei seinem Patron gesehn, das klug zu nennen, wenn gleich nicht der strengsten Sittenlehre nach zu empfehlen war. Man gab dort häufig große Tafel, lud bedeutende Männer der Stadt und Fremde ein. Nicht aber, um sie durch Gastfreiheit zu achten und zu ehren, sondern um Jene für gewisse Absichten zu brauchen, und mit Diesen vortheilhafte Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.

Er hatte auch manches beobachtet, das übel genug war. Denn indem sein Patron doch einen viel reicheren Aufwand machte, als er in einem angemessenen Verhältniß zu dem rechtlich möglich zu erzielenden Gewinn stand, verfuhr man nicht aller Orten gewissenhaft. Das Haus unterhielt eine bedeutende Fabrik, wobei aber die geringen Arbeiter unter dem schmählichsten Druck seufzten. Es gab manche Schwindelgeschäfte, sogenannte Wechselreutereien, unerfahrne Kaufleute wurden oft empfindlich übervortheilt. Schmuggelei (Contrebande) trieb man, so oft List und Bestechung nur einen gefahrlosen Ausgang zu hoffen gaben.

Joel hatte das Alles gesehn, auch oft tiefer in die Karte geblickt, als sein Patron ahnte. Es hatte den Vorrath seiner erworbenen Kenntnisse vermehrt, er schied wie ein viel entwickelter guter Kopf. Daß er über seine Entwicklung sehr zeitig begriffen gewesen, und, der Anlage nach, ein guter Kopf war, erhellte lange schon aus dieser Lebenszeichnung; daß Joel aber ein gutes Herz hatte, ist nicht behauptet worden.

Er dachte, wie es den Umfang seiner Einsichten in den Handel unstreitig noch bedeutend erweiten könne, wenn er eine Reise nach Holland und England unternähme. Die großen Kosten würde er gescheut haben, es lag ihm jedoch nahe, daß er wohl aus seiner Unterrichtsreise zugleich eine thätige Geschäftsreise machen könne. Darum nahm er Waaren, von denen er wußte, daß sie in Hamburg guten Absatz finden würden, und brachte sie dahin. Dort ging er an die Börse und auf Waarenversteigerungen, sah, wie er einen Kauf auf baldigen Wiederverkauf abschloß. Dann ging es mit Waaren nach Amsterdam, von da nach London. Immer trieb er irgend einen schnellen Verkehr, sah daneben alle große Comptoire, Niederlagen, Manufakturen u. s. w., wo es der Erkundigungen kein Ende gab. Er vervollkommnete sich in der englischen Sprache, ward oft in guten Häusern, womit er stets einige Verbindung

einzuleiten wußte, zur Tafel gezogen, gewann nun den eigentlichen Gesellschaftstakt, nahm das Wesen eines brittischen Gentlemen an, das in der Handelswelt so beliebt ist.

Jahr und Tag brachte er auf dieser Reise hin, und als er nach Deutschland zurück kam, hatte sie ihm über die Kosten doch noch einen nicht unansehnlichen Geldgewinn abgeworfen. Daß jener andere Zweck erreicht worden, versteht sich ganz von selbst.

Er begab sich nun in die Hauptstadt eines deutschen Fürstenthums. Dort lebte ein reicher alter Wechsler, der einen ersten Buchhalter und Disponenten suchte. Es hatten sich einige, mit den vortheilhaftesten Zeugnissen versehene, Personen von außerhalb gemeldet, und man war schon in eine nähere Unterhandlung getreten.

Joel hatte Lust zu dem Amte, und ging daran, es sich zu erreden. Er eilte zu dem Wechsler, redete, und recht. Mehr wie irgend eine fremde Empfehlung es vermochte, wußte er in seiner Darstellung sich selbst zu empfehlen. Er ließ Kenntnisse durch seine Rede schimmern, die Achtung auflegten. Er sprach von seinen Reisen und Geschäftserfahrungen, prahlte, und log dabei über die Wahrheit hinaus, prahlte und log aber klug. Der Wechsler brach jene Unterhandlung ab, und nahm ihn an.

Nur einige Wochen, und Joel war in den hiesigen Geschäften völlig zu Hause, leitete sie vortheilhafter, als es sonst geschehen war. Man ließ auch seiner Umsicht, seinem emsigen Fleiß nur Gerechtigkeit widerfahren, indem man höchst zufrieden mit beiden wurde. Alt und träge war der Chef des Hauses bereits, Joel überhob ihn beinahe aller Mühwaltung, und doch sahe man einen mehr lebendigen und einträglichen Geschäftsgang, denn zuvor.

Der Wechsler hatte eine einzige Tochter, von vierzehn bis funfzehn Jahren, einst die Erbin von Hunderttausenden. Sie war schön, möchte sie das aber auch nicht gewesen seyn, dem Rechner mußte sie, jenes Umstandes halber, in Licht und Anmuth einer Göttin erscheinen.

Könnte ich mir die erreden, dachte er, würde mein Mund seine Preisaufgabe lösen. Da schien jedoch nirgend eine Hoffnung anzuknüpfen. Am wenigsten bei der Tochter selbst, die stolz und vornehm that, in Gesellschaften von den artigsten und bedeutendsten jungen Männern sich geschmeichelt, auf Joel kaum aus der Höhe nieder sah. Und Joel hatte zwar keine widrige Aussenseite, war aber auch nichts weniger als schön. Auf einen Kaufmann machten sein Betragen, seine Redeweise, den vortheilhaften Eindruck eines gescheuten Kopfes, doch gebildete junge Damen an-

genehm zu unterhalten, war nie sein Studium gewesen, und bei einigen Versuchen auch gänzlich mißglückt. Dies Mädchen trieb Musik, las schöngeistige Schriften, und redete gern davon. Joel war die Beredsamkeit selbst, doch nur über Gegenstände der Kaufmannswelt.

Bei den Eltern ließ sich auch nichts absehn. Sie wollten mit dem Töchterchen hoch hinaus, dahin richtete sich die ganze, nach Verfeinerung und Bekanntheit mit dem Leben der großen Welt strebende Erziehung. Ein reicher Geschäftsfreund in Wien hatte einen Sohn. Man vermuthete eine schon halb und halb bestimmte Heirath. Der junge Mann war vor einiger Zeit auch hieher gekommen, und hatte, seiner Gestalt und Bildung willen, ungemeinen Beifall gewonnen.

Demungeachtet hörte man nicht, daß schon etwas ganz bestimmt sey, dies ließ nach einigen Jahren sich erst ahnen. Und Zeit gewonnen, viel gewonnen.

Der neue Buchhalter schrieb an seinen Vater, gab ihm von dem Allen Nachricht, und fragte ihn: ob er wohl meine, daß auch hier des Menschen Zunge ein Meisterwerk vollenden könne?

Dem Alten waren die näheren Umstände in dem Briefe nicht klar geworden, doch beschied er im Allgemeinen den Sohn wie immer: der Mensch soll reden. Er fügte hinzu: Joel werde nun doch

wissen, wie und wo, auch daß nicht blos die Zunge rede, auch daß man, um mit Jemanden zu reden, die Worte bisweilen an einen Anderen richten, oft auch am nachdrücklichsten für eine Sache reden könne, wenn man über eine ihr ganz fremde spräche.

Joel sah das als richtig ein, und dachte auch noch: er habe sich oft den Mund um Nichts verbrannt, um eine leckere Speise könne man es schon eh' darauf wagen.

So beschloß er denn vor der Hand zu den Eltern zu reden, doch ganz und gar nicht von der Tochter. In den Geschäften verdoppelte er noch seinen Eifer, und stellte nach einiger Zeit dem Wechsler vor: daß ein großer Theil der in seinem Betrieb angelegten Summen einen viel nahmhafteren Gewinn abwerfen könne, dafern man eine Zuckerraffinerie stiftete.

Der Alte war träg, doch geizig und gewinnlustig genug. Er entgegnete aber: daß es mit einer solchen Anlage bedenklich sey. Wollte sie Absatz finden, müsse sie mit dem Auslande nicht allein Preis und Güte halten, sondern jenen wohl noch niedriger stellen, und diese zu erhöhen suchen, denn sonst kaufe man an den gewohnten Plätzen. Die genannten Maasregeln würden hingegen den Vortheil schmälern.

Joel versetzte: dies habe er Alles wohl bedacht, es käme hauptsächlich aber darauf an, daß ihm die Regierung den Alleinhandel im Fürstenthum bewillige, dann sey die Konkurrenz mit dem Auslande nicht mehr zu fürchten, und das Geschäft ließe mit desto höherer Sicherheit ins Große sich ausdehnen.

Wäre das, rief Jener, leuchteten bedeutende Vortheile wohl ein, aber die Regierung ist gegen alle Monopole eingenommen, und nicht zu hoffen, daß man da mit einer Bitte durchdringen würde.

Es käme darauf doch an, erwiederte Joel, und fragte: ob der Wechsler ihm gestatten wolle, einige vorläufige Schritte in dieser Absicht zu thun? Die Antwort hieß Ja.

Nun galt es, eine solche Verwilligung zu ereden, und alles was nur reden könne, dabei in Athem zu setzen. Joel fand es nicht unangemessen, einige Tausend Thaler aus dem eignen Vermögen auf dies hohe Glücksspiel zu wagen. Im schlimmsten Fall gab ihm sein jetziges Verhältniß schon Gelegenheit, den Schaden wieder einzuholen.

Unter dem Fürsten regierte ein Minister das Land, der ungemein thätig war, den Ruf der unbestechlichsten Redlichkeit, und auch großer Einsichten im Staatsverwaltungswesen hatte. Da man aber doch ein öfteres Wanken und Schwanken in

den Maasregeln wahrnahm, die Regierung oft von einem Grundsatz in den ihm widersprechenden überging, ließ sich demungeachtet nicht auf Festigkeit an dem Manne schließen.

Joel wandte sich vorerst an einen Schriftsteller, und ersuchte ihn, verschiedene Aufsätze zu machen, worin von der Zulässigkeit, dem Nutzen manchen Alleinhandels die Rede war. Sie wurden fremden Journalen zugesandt, und dort abgedruckt. So kam die Sache zur Sprache, und der Minister pflegte solche Zeitschriften zu lesen.

Ein alter Kanzellist mit vielen Kindern, und in betrübten Vermögensumständen, war mit Geschenken bald gewonnen, und Joel empfing durch ihn die Nachricht: der Minister pflege bei Vorwürfen, über die er nicht selbst entscheiden wollte, das im Lande gestiftete Handelskollegium zu fragen. Es bestand aus fünf Räthen, über die Joel sorgsame Erkundigungen einzog. Einer liebte eine gute Tafel und vorzüglichen Rheinwein, ein Anderer besuchte mit Leidenschaft Jagden, noch ein Anderer unterhielt eine Liebschaft mit einer Schauspielerin. Dreie gaben die Mehrheit, und Joel leitete es schon ein, daß jene drei Männer seinem Patron zugethan werden mußten, ehe noch von einem Anliegen die Rede war.

Der Eine wurde oft zur Tafel geladen, und empfing ein Stückfaß alten Hochheimer, dem An=

dern bereitete man Jagdvergnügungen, und verehrte ihm eine Kuppel trefflicher englischer Windhunde, die Schauspielerin wurde mit Putz bewogen, ihren Liebhaber auf einen vorkommenden Fall geneigt zu stimmen.

Nun suchte Joel an den Minister selbst zu kommen. Er gab nicht leicht Gehör, und nur auf wenige Augenblicke. Vom Thürsteher bis zum Kammerdiener bahnte Joel sich den Weg mit wohlangebrachten Dukaten, und der Letzte war bald dahin gebracht, den Israeliten zu melden, wenn Seine Excellenz die wenigsten Geschäfte, und gute Laune hatten.

Nun entwickelte Joel die volle Macht seiner Redekunst, als er, im Namen seines Patrons, um Bewilligung des Zuckeralleinhandels bat. Er zeigte, welche bedeutende Summen, zum großen Nachtheil des Landes, für den Gegenstand über die Gränze strömten, wie viele jetzt müßige, dürftige, und aus Armuth zu schlimmen Handlungen aufgelegte, Menschen in der Hauptstadt eine solche Fabrik würde nähren können, was die landesherrlichen Gefälle an Nutzen davon sehn müßten, wenn die nun Wohlgenährten von ihrem Verzehrten indirekte Steuern entrichtet hätten, und was des Schwatzens mehr war. Der Minister wollte immer mit einem entscheidenden Nein darein fahren, Joel ließ ihn aber auch nicht zu dem

einen Wort, und zogen Seine Excellenz unwillige Mienen, schob eine feine, höchst verbindlich gewandte Schmeichelei über ihre tiefdringende Einsicht, Weisheit und Huld die Falten wieder von der Stirn. Zwar wurde das Erstemal nichts ausgerichtet, dies hatte Joel auch nicht hoffen können, dagegen schien er dem Minister doch manche Idee über die Angelegenheit aufgeregt zu haben, mit welcher sich derselbe sonst noch nicht beschäftigt hatte.

Bei einem zweiten Gehör trat der Minister ihm gleich mit dem Satz entgegen: Monopole taugten nicht, dies System würde einmal bestimmt festgehalten, auch sey das Fürstenthum zu klein, auf dergleichen einzugehn. Nun widerlegte ihn aber Joel mit einem Strom von Beweisen, daß, wie bewundernswürdig das System im Allgemeinen auch sey, es doch einzelne Ausnahmen gestatte, daß hier eine sich empfehle, und grade ein Staat von nicht großem Umfang zu seinem Vortheil darin sehen würde. Der Minister konnte sich nicht genug wundern, daß ein Jude so dreist war, ihm zu widersprechen, ihn belehren zu wollen, demungeachtet aber trug Joel alles so geschickt und gescheut vor, daß der Minister nicht dazu gelangte, es übel aufzunehmen, vielmehr oft lachte, wenn Jener einen witzigen Einfall beimengte,

und aufmerksam ward, wenn er hellen Scharfsinn zeigte.

Mit einer abschlägigen Antwort sah Joel sich dennoch entlassen, der Minister sagte aber schon hinter ihm zu Anderen: es sey ein verteufelter Kerl, der Jude wisse seine Worte zu setzen, und daß er Verstand habe, ließe sich ihm nicht streitig machen.

Uebrigens veranlaßten die Gespräche, daß Seine Excellenz sich erinnerten, was sie neulich über den Gegenstand gelesen hatten, und mit diesem und jenen Rath darüber sprachen, wo das Für und Wider denn in Rede kam, und den alten Grundsatz nach und nach in seiner Festigkeit erschütterte.

Joel kam aber wieder, und nicht zur ungelegenen Stunde. Der Minister fing an, Behagen an den Unterhaltungen mit ihm zu finden, und widerstand bereits weniger heftig. Joel sagte, zu einer solchen Anlage würde sein Patron weitläuftiger Gebäude bedürfen. Der Fürst hätte eine alte, nicht mehr gebrauchte, Kaserne, dies wäre eine Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen. Man würde zu den Geräthschaften viel Holz bedürfen, dies bereite den landesherrlichen Forsten Absatz. Sein Patron suche hier nicht Gewinn, könne seine Kapitalien höher ausbringen, nur aus

patriotischen Rücksichten wünsche er dieser Unternehmung Fortgang.

Ja den Patriotismus der Juden kennt man, sagte der Minister lachend. Joel entgegnete: Euer Excellenz, alle Patrioten im Lande nehmen gern für den Patriotismus Zahlung, die Juden aber bezahlen noch den Staat dafür, wenn er ihnen den Patriotismus nur zugiebt, wie es hier klar der Fall ist. Denn Fürst und Land sollen bei der Anlage gewinnen.

Es kam nun so weit, daß Seine Excellenz eine Eingabe des Wechslers verlangten, welche dem Handelskollegium sodann zur genauen Prüfung vorgelegt werden sollte.

Es versteht sich, daß nun diese Eingabe mit großer Redekunst angefertigt wurde. In den Zeitschriften erschienen neue Aufsätze, mit noch bündigeren Gründen für den Zweck als zuvor, und ihre Herausgeber waren durch Geschenke vermocht, nichts wider den Vorwurf aufzunehmen. Drei Räthe von dem Kollegium hatte man schon gewonnen, zu den beiden übrigen, denen schwer beizukommen schien, begab sich Joel, und ließ auch dort seine gewaltige Zunge das ihrige thun, und so vorbereitet als er war, hatte er für jeden Einwurf immer ein halbes Dutzend Entkräftungen im Hinterhalt. So machte er die beiden Männer wenigstens irre an ihren Meinungen.

Es gab nun lebhafte Debatten im Kollegium, die Mehrheit sprach aber für die neue Siederei, und den ihr zu bewilligenden Alleinhandel.

Der Minister empfing den Bericht, wollte nicht gleich genehmigen, sprach noch mit einem Rath. Dieser gab in Ehrfurcht zu bedenken: ob man nicht vielleicht mit der Sache einen vorläufigen Versuch machen könne, das Monopol nicht auf immer, doch auf zwanzig Jahre gewähren.

Zu lange, rief der Minister, auch in zwölf Jahren läßt sich schon sehn, ob Nutzen für das Gemeinwesen dabei ist, oder nicht.

Auf zwölf Jahre empfing also der Wechsler sein Privilegium, und das war schon ein guter Zeitraum, um Pfeifen im Rohre zu schneiden.

Nun ging es an ein Reden über die Kaserne, die Joel zu einem spottniedrigen Preise herabsprach, wobei eine gewonnene Kommission, die von baufälligem alten Mauerwerk redete, sprach. Eben so ging es bei dem nöthigen Holz zu neuen Schuppen und Geräthschaften.

Man hatte ein Einfuhrverbot des fremden Zuckers beschlossen, wenn die Siederei erst den im Lande nöthigen Bedarf würde liefern können. Joel kam nun aber auch um die Akzisefreiheit für das Zuckerrohr ein, welches die Fabrike zu ihren Darstellungen nöthig hätte. Diese Forderung sahen Minister und Handelskollegium als die Staats-

kassen

kassen beeinträchtigend und höchst unverschämt an. Joel stellte aber dem Minister vor: die Fabrik würde in diesem Fall den Zucker um so wohlfeilen Preis geben können, daß man ihn auch im Auslande begehren würde. Der Staat könne dann einen hohen Ausgangszoll fordern, der sich immer noch übertragen würde, so überkäme der Landesherr größere Summen, als die Einfuhrakzise vom Rohr betrüge, und es käme für gelohnte Arbeit wieder so viel, und mehr, Geld in die Heimath, als für das Rohr in die Fremde ginge.

Dem Minister leuchtete das noch nicht ein, er sagte: hierüber müßten erst sich Erfahrungen sammeln, aufs Gerathewohl könne man den Staatseinnahmen nichts Bedeutendes vergeben. Demungeachtet brachte der redselige Joel es zu einer Akzisefreiheit für die erste Fabrikation, überkam einen Paß auf ein halbes Jahr. Er lautete nicht auf eine gewisse Menge, sondern auf die Zeit. Da nun aber sein Patron Geld hatte und Kredit fand, konnte er in dem halben Jahre so viel Rohr einbringen, als nur in zwölfen immer sich verbrauchen ließ. Auf diesen wesentlichen Umstand, und die mancherlei so wohlfeil erkauften Dinge, gründete sich nun sogleich ein blühender Flor der ganzen Unternehmung.

Einige sachverständige Zuckerbäcker verschrieb man aus Hamburg, sonst wurden Arbeiter erst

angelehrt, mußten sehr viel thun, und bekamen schlechte Zahlung. Es waren Leute, die sonst keinen Erwerb finden konnten, Noth zwang sie, in die gemachten Bedingungen sich zu fügen.

Bei Joels Thätigkeit verkaufte die Siederei nach einem halben Jahre schon ihre Erzeugnisse, und das Einfuhrverbot begann.

Man fand die Preise hoch, die Fabrik berief sich aber auf die so theuren Anlagen, und die hohe vom Zuckerrohr zu erlegende Akzise. Außer einigen vortrefflichen Sorten, die man nach Hofe lieferte, und womit etliche bedeutende Personen unentgeldlich versorgt wurden, waren die übrigen schlecht genug. Die Kaufleute schrien, sandten eine Deputation an den Minister. Diese konnte aber nicht so gut sprechen, als Joel, der unterdessen immer mehr Eingang dort gefunden hatte, und mit dem auch der Minister gern über andere Handelsangelegenheiten sprach. Es blieb also bei den Anordnungen, und die Fabrik konnte es nicht einen Augenblick in Zweifel stellen, daß sie in den privilegirten zwölf Jahren Hunderttausende gewinnen müsse.

Da mußte nun einem gewinnsüchtigen Patron der Mann, welchem er eine abzusehende Verdoppelung seines Vermögens zu danken hatte, wohl ungemein werth seyn. Er bot dem Buch-

halter ein ansehnliches Geschenk, das Joel indessen standhaft ablehnte.

Die Gattin des Wechslers hatte Eitelkeit, prunkte gern, zusammt ihrer Tochter, in Modeanzügen, die sich als neu und geschmackvoll auszeichneten, und die bisher Niemand trug. Joel sparte kein Geld, und wußte schon, was er that. Er unterhielt einen Briefwechsel nach Paris und London, von wo man ihm dergleichen eilig senden mußte. Bei Geburtstagen und ähnlichen Gelegenheiten wurden sie zu ihren Behörden mit Anreden gebracht, die Joel aus schöngeistigen Büchern zusammengeschöpft hatte. Und mit Putzwerk und verbindlichen Worten gewinnt man bei den Frauenzimmern einen Stein im Brett.

Lange schon war Joel zu einem Musiker gegangen, und hatte ihn gefragt, welches Instrument man am leichtesten erlernen, und in der kürzesten Frist es darauf zu einer nicht mehr unbedeutenden Fertigkeit bringen könne. Er hatte die Guitarre genannt, und etwa einen Zeitraum von drei Jahren zu jener Absicht. Das verdollmetschte sich Joel in ein Jahr, weil er sich kannte, und sein Gelingen, wenn er irgend etwas mit Ungestüm ergriffe. Zwei bis drei Stunden wurden jeder Nacht vom Schlaf abgebrochen, und nach einem Jahre hatte er die Guitarre in der

That schon so in seiner Gewalt, daß Halbkenner staunten.

Die Tochter war nun eine Halbkennerin, liebte die Musik jedoch mit Leidenschaft. Erst hatte sie den Buchhalter kaum bemerkt, dann war er ihr ein gewohnt Gesicht, späterhin, der Achtung willen, die ihr Vater ihm Ursache hatte, zu beweisen, auch ein ihrer Erkenntlichkeit werther Mann geworden. Sie mußte ja einsehn, um wie viel ihr künftiges Vermögen durch ihn gestiegen sey, und war nicht unempfindlich gegen die Aufmerksamkeiten bei den Putzgegenständen. Nun traf sie noch mit ihm in der Neigung zur Tonkunst zusammen.

Dies Alles blieb jedoch nur wenig für Joel. Dachte sie doch, nach Wien sich zu verheirathen, lebte schon im Traum der Zukunft dort.

Hier übte Joel aber auch nicht gewöhnliche Feinheiten aus. Schon lange hatte er schlau dahin gesehn, daß Geschäfte, die mit dem Wiener Hause angeknüpft waren, dort oder hier, auf irgend eine Art mißriethen, mit Unzufriedenheit endeten. Die Papierverhältnisse boten Gelegenheit dazu, es kam öfters zu einem nicht angenehmen Briefwechsel. Als einst ein jüdischer Kaufmann, den Joel von Ehedem kannte, aus Wien gereis't kam, und bei dem Wechsler zur Tafel gezogen wurde, sprach er viel über jene Stadt,

wie sie ein unangenehmer Aufenthalt, der Handel durch das Papiergeld immer empfindlicher gefährdet, und der ersten Häuser Fall nächstens zu befürchten sey. Er warf selbst Winke über das geschäftsbefreundete hin, als habe es schon erhebliche Nachtheile gelitten, stehe nicht mehr auf den alten Füßen. Endlich sagte der Mann noch: die katholische Unduldsamkeit erhebe in Wien sich neuerlich, und suche eine Vertreibung aller Israeliten aus den österreichischen Erbstaaten einzuleiten.

Joel hatte den Bekannten, dessen Mund einem Geschenke feil war, dahin vermocht, so zu reden, und wir hörten schon, daß er nicht glaubte, stets allein reden zu müssen.

Bald darauf ließ er sich verläumden. Sein Vermögen bestand noch in wenigen Tausend Thalern, die Hälfte davon war in den Entwürfen auf die Hauptabsicht geschwunden. Mit dem Rest machte er gleichwohl Lärmen genug, sandte da und dort heimlich eine Summe hin, und ließ sie auf der Post sich wieder schicken, und dann wieder namhafte Wechsel auf sich ziehn. Sein Vater mußte ihm in einem Brief schreiben: die Zinsen der Funfzehntausend Thaler, die er ihm neulich zu belegen aufgetragen, wären richtig bezahlt, und laut Weisung, abermal belegt worden. Diesen Brief zog Joel bei einem Freunde des Wechs-

lers mit dem Tuche heraus, daß er in einen Winkel fiel, und erst bei seiner Abwesenheit entdeckt wurde. Der Freund las, schüttelte den Kopf, begriff nicht, wie Joel zu solchen Summen käme, und urtheilte: er müsse seinen Herrn betrügen. Er ging zu dem Wechsler, ihn aufmerksam zu machen. Dieser war es schon einigermaßen geworden, und meinte: er ginge vielleicht nicht gehörig in Untersuchungen ein. Deshalb sah er alle seine Handelsbücher, alle Papiere, welche die Fabrik angingen, mit der genauen Sorgsamkeit durch. Allenthalben fand er die pünktlichste Ordnung, nirgend mangelte ein Beleg über die kleinste Summe. Ihm war einmal, ein Verdacht angeregt worden, er wiederholte, verdoppelte seine Untersuchungen, doch immer wiesen Einnahmen und Ausgaben sich klar aus, an den Beständen fehlte kein Heller. Jede nähere Uebersicht der Geschäfte mußte ihn nur um so mehr erinnern, wie bedeutend sie emporgestiegen wären, seit Joel sie geleitet hätte.

Da sagte er ihm denn offen: es sey ihm fremd und neu, erfahren zu haben, daß Joel kein ganz unbeträchtliches Vermögen besitze, und wenn dies der Fall sey, müsse ihn wundern, daß Joel als Buchhalter diene, und keine eigne Handlung stifte, die er, bei seinen trefflichen Kenntnissen,

ohne Zweifel dem Gedeihen bald entgegen führen würde.

Joel entgegnete: er habe in Holland und England früherhin einiges Vermögen erworben, und nun von einem Oheim eine Summe geerbt. Mit einer eignen Ansiedlung habe es immer noch Zeit, und den hiesigen Geschäften vorzustehn, mache ihm mehr Vergnügen; sollte der Wechsler aber glauben, hie und da ein unbedeutendes Geschäft auf eigne Rechnung würde den seinigen nachtheilig seyn, oder könne er gar irgend eine noch schlimmere Meinung auf ihn werfen, koste es ja nur einen Wink, und Joel wolle augenblicklich sein Amt einem Würdigeren übergeben.

Der Wechsler mußte einwenden: nie habe Joel irgend eine schlimme Meinung um ihn verdient, und da Wohlhabenheit in den Augen des Reichthums viel achtbarer dasteht, als Armuth, war die Folge des Plans eine noch mehr erhöhte Achtung. Sie zeigte sich mehr als sonst öffentlich, Joel begleitete die Familie auf Spazierfahrten, ins Schauspiel, in Konzerte, und ward freundlich und ausgezeichnet behandelt.

Jetzt ließ er in der Stadt gradehin aussprengen, der Patron würde ihm seine Tochter geben, und es fand, jener Umstände halber, Wahrscheinlichkeit. Joel lenkte es dahin, daß ein solcher Ruf bis zum Minister drang.

Und da er nun einst zu ihm kam, fragte der Minister, ob das wahr sey?

Joel versetzte: Es kann wahr seyn, wenn Euer Excellenz eine patriotische Handlung vollbringen wollen, und das thun Sie ja bei jeder Gelegenheit gern.

Der Minister fragte lachend: wie Joels Heirath mit seiner Vaterlandsliebe in irgend eine Beziehung treten könne.

Dieser zeigte ihm das. Vermuthlich, sagte er, heirathet meines Patrons Tochter einst nach Wien. Sterben die Eltern, erbt sie Alles, und das große Vermögen geht zum Lande hinaus. Nimmt sie mich aber zum Mann, bleiben ich und das Vermögen im Lande. Sie würde mich aber nur nehmen, Vater und Mutter würden sie mir nur geben, wenn ich eine mächtige Fürsprache hätte. Es wäre eine tiefe Herablassung von Euer Excellenz, wenn Sie mir die angedeihen ließen, Euer Excellenz handelten aber patriotisch daran. Ich weiß auch, daß Euer Excellenz den landesherrlichen Kassen gern Einkünfte zuwenden. Bekäme ich den Titel Kommerzienrath, wäre ich der erste Jude im Lande, der ihn hätte, würde bei meinem Patron um so mehr gelten, und wollte mit Freuden die Chargen- und Stempelgebühren doppelt erlegen. Was schadet es dem Staat, daß ein Israelit Kommerzienrath heißt.

Der Minister war heute bei einer vorzüglich guten Laune, machte seine Bemerkungen darüber, wie dreist ein Jude doch sey, und wie es käme, daß man ihm eine Dreistigkeit selten übel aufnähme. Er zeigte sich endlich bereit, den gewünschten Titel beim Fürsten auszuwirken, an eine Empfehlung zum Schwiegersohn beim Wechsler mochte er aber nicht gehn, weil er das unter seiner Würde hielt.

Für jetzt war es aber schon genug, und Joel empfing den Titel nach einigen Wochen. Es machte bei allen Israeliten, namentlich aber bei dem Patron, großes Aufsehn. Er hatte lange schon erfahren, wie viel Joel bei dem Minister ausrichten könne, an so eine begünstigende Auszeichnung, die er für sich nie gewagt haben würde, nachzusuchen, war ihm nicht eingefallen zu denken. Er sah nun den Buchhalter mit einer Art Respekt an, und wußte sich nicht wenig damit, einen Kommerzienrath zum Buchhalter zu haben.

Und es war ein Kommerzienrath, der Vermögen hatte, wer konnte wissen, wie viel er noch beim Minister auszuwirken vermochte. Weil der Ruf einer Heirath Joels mit seiner Tochter schon umlief, in dem Titel Bestätigungen zu finden schien, kam er durch fragende Freunde auch zu ihm. Er fühlte sich betreten dadurch, verneinte, erwog hingegen doch nach und nach, was hier

sich erwägen ließ. Freilich mußte, wenn die Tochter nach Wien heirathete, dies Haus nach seinem Tode aufgelös't werden, blieb sie, konnte es auch stehn bleiben. Joel hatte nie, weder gegen ihn, noch gegen Mutter und Tochter, nur ein Zeichen eines solchen Wunsches dargethan, das Publikum hatte lediglich das Gerücht ersonnen, wie es schien, oder hatte die Sache so vermuthet. Im Vermuthen oder Erfinden schien es jedoch wieder so eine Heirath angemessen zu halten, und wer konnte freilich mehr geeignet seyn, als Joel, des Hauses Geschäfte dereinst fortzusetzen. So wurde er denn nach und nach mit diesem Gedanken vertraut.

Es kam auch zu Gesprächen mit Frau und Tochter darüber, als Damen ihnen, zu beider großen Befremdung, die Frage vorgelegt hatten: ob die allgemeine Sage gegründet sey? Zu diesen Damen gehörte sogar des Ministers Gemahlin, mit der man im Konzert zusammengetroffen war. Sie hatte hinzugefügt, daß man an einer solchen Verheirathung ohne Zweifel gut thun würde. Dies war eine sehr wichtige Empfehlung.

Joel hatte berechnet, daß es leicht so kommen könne, weil die Dame geschwätzig war, und im Hause des Ministers die Sache in Rede gestanden hatte. Was nun die Gemahlin des Ministers billigte, konnte man das unangemessen finden?

Nun machte Joel auch den Verliebten bei der Tochter, redete, was er nur vermochte, redete schöngeistigen Büchern trefflich klingende Liebesworte nach, und die Phrasen begannen dem Ohr des Mädchens angenehm zu klingen. Sprach sie zudem doch ein Kommerzienrath aus. Wien sollte eine herrliche Stadt, aber doch manches dort auch nicht seyn, wie man es zu wünschen hätte. Im Hause der Eltern zu bleiben, hatte auch seine glückliche Seite.

Joel sprach auch zur Mutter, und nicht übel. Die Rede hatte um so mehr Nachdruck, als sie aus dem Munde eines Mannes kam, dem sogar die Gemahlin des Ministers wohlwollte.

Demungeachtet brachte er es noch selbst zu einem Empfehlungsschreiben von des Ministers eigner Hand. Dieser wollte Güter verpachten, Joel schaffte einen Pächter, der ein Ansehnliches mehr bot, als der vorige. Eine redselige, dringende Bitte im Augenblick des abgeschlossenen Vertrags, und Joel hatte das Schreiben.

Er fügte es zu dem seinigen, worin er den Patron um seine Tochter bat. Die Einlage schmeichelte dem Stolz, der Vater konnte nicht widerstehn. Ein verliebter Fußfall vor der Tochter, und Phrasen auf Phrasen, so machte sich das Uebrige, und Joel hatte das reiche Mädchen ersprochen.

Nach empfangenem Jawort fiel es leicht, Scheinbeweise von Vermögen darzubringen, und man stellte keine genaue Nachforschung über den Punkt an. Die Hochzeit wurde bald gefeiert, und nun hieß es beati possidentes.

Nach der Heirath wurde der schon kränkliche Schwiegervater um so mehr träge, und Joel entfernte ihn bald ganz von den Geschäften. Hatte er nun eine um so freiere Hand, unternahm seine Thätigkeit auch um desto mehr. Reich geworden, stieg sein Einfluß beim Minister auch von Tag zu Tag, er überkam Aufträge von Seiten der Regierung in Handels- und Fabrikangelegenheiten, und man wird ohne Versicherung glauben, daß Joel nicht zu kurz dabei kam. Er legte noch zwei große Manufakturen an, und so vortheilhaft, daß man ihn, nach sechs bis acht Jahren — wo sein Schwiegervater bereits gestorben war — einen Millionär nannte.

Bald darauf nahten Kriegsdrangsale, kamen Feinde ins Land. Der Staat mußte Anleihen machen. Joel, der reichste Wechsler in der Hauptstadt, empfing die Besorgung. Er gab, schaffte Geld, wußte aber sich schon gehörig sicher zu stellen. Was er an einer Seite verlor, mußten auf der anderen erlangte Lieferungen und ähnliche Begünstigungen wieder doppelt einbringen. Oeffentlich, und mit Gepränge, wußte er sich aber den

Schein aufzuladen, als handle er ohne Eigennutz, bringe dem Gemeinbesten willige und namhafte Opfer. Er machte den Armenanstalten Vorschüsse, versorgte gebrechliche Soldaten in seinen Fabriken, wußte es aber auch zu lenken, daß nicht wenig zu seinem Lobe davon gesprochen wurde, und man am Hofe seinen Namen oft in den Zeitungen gepriesen fand.

Nach dem Frieden wollte die Regierung solche Staatsbürger belohnen, welche in schlimmer Zeit ein guter Geist beseelt hatte, und stiftete einen Orden der Vaterlandsliebe. Die erkannten Verdienste des Herrn Kommerzienrath Potsdammer machten nun, daß er einer von den Ersten wurde, die das Ehrenzeichen empfingen. So hatte sein Vater denn im Prophetengeist geredet; vom Zopfband war der Sohn bis zum Ordensband geflogen.

Der
Jude und drei Zeugen.

Der Jude und drei Zeugen.

Hieher paßt das Geschichtchen von einem Juden zu B***, an den sich ein junger Rechtsgelehrter um ein Darlehn von Dreihundert Thalern wandte. Jener sagte: Ich habe dies Geld nicht, will mich jedoch umsehn, ob es bei irgend einem Bekannten zu finden ist. Nach etlichen Tagen erschien er bei dem jungen Mann, klagte über den jetzigen Mangel an baaren Summen, und über den Wuchersinn derjenigen, welche noch deren besäßen, und sich zu einem Geschäft verstånden. Gern wollte ich Ihnen helfen, setzte er hinzu, aber es geht nicht an, ich würde es nicht über mein Gewissen bringen können. Denn wo ich auch gesucht habe, nur bei einem Bekannten fand ich Geld, der hat aber die Unverschämtheit, für Dreihundert auf zwei Monate Sechshundert wieder zu fordern. Das werden Sie nicht eingehn, ich kann auch als ein ehrlicher Mann nicht dazu rathen, es thut mir leid, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen zu dienen.

Dem Rechtsgelehrten that das Geld Noth, er wußte, daß ihm in zwei Monaten eine nahmhafte Summe einkomme, er dann würde bezahlen können, doch einen so unerhörten Zins wollte er nicht geben. Er bot, was ihm billig dünkte, bot über das Billige hinaus; der Israelit antwortete hingegen: Was wollen Sie, hätte ich das Geld, mit Freuden stände es um sechs Prozent zu Dienst, nur um einem so wackern Mann gefällig zu seyn. Der Bekannte aber läßt keinen Thaler ab, da helfen keine Vorstellungen.

Wohl leuchtete Jenem ein, der Bekannte wäre Niemand anders, als der Ebräer selbst, doch faßte er nun einen Gedanken, nach welchem sich der Wuchrer in der eignen Grube fangen sollte. Die Gesetze konnten dem Rechtsgelehrten nicht fremd seyn, und darauf baute er seinen Plan.

Und so äußerte er sich, der Jude möchte nur das Geld von seinem Bekannten holen, und Morgen bringen, weil es nicht anders sey, müsse schon der Biß in den sauern Apfel geschehn. Die Verschreibung auf Sechshundert Thaler sollte nach Empfang der Dreihundert erfolgen.

Nun ging er aber zu drei Freunden, und bat sie, gegen die Zeit, daß sich der Israelit einfinden würde, zu ihm zu kommen. Dann sollten sie in einem Nebenzimmer, wo man jedes Wort hören könne, sich aufhalten. Wäre der Termin umge-

laufen, würde er dem Juden Dreihundert Thaler und landesübliche Zinsen anbieten. Nähme er sie nicht, hätte er drei Zeugen über nicht empfangene Valuta, und man könne den argen Wucherer gerichtlich belangen.

Die Freunde willigten gern ein, und hatten sich bereits verborgen, als der Israelit erschien. Er trug drei Beutel, in jedem Hundert Thaler, mit sich, und bat, ihn bald abzufertigen, weil ihn andere Geschäfte drängten. Er diktirte die Verschreibung dem Rechtsgelehrten in die Feder, nahm sie, prüfte sie mit Sorgfalt, und steckte sie dann ein. Hierauf nahm er die Beutel, und stellte sie nacheinander mit den Worten auf den Tisch:

Da sind Hundert — Zweihundert — Dreihundert Thaler.

Es waren Kassenbeutel mit richtigen Siegeln, kein Zählen weiter nöthig, und der Israelit ging fort.

Lachend rief der junge Mann seine Freunde nun herein, zeigte ihnen die Beutel, und fragte, ob sie auch genau die gesprochenen Worte gehört hätten. Sie bejaheten es, hatten dicht an der Thüre gestanden und aufgemerkt.

Als der Zahlungstag da war, besaß der Rechtsgelehrte das nöthige Geld, und legte dem Gläubiger, der sich nicht einzufinden vergaß, Dreihundert Thaler, und sechs vom Hundert Zinsen hin.

Was soll das, fragte Dieser, treiben Sie Scherz, habe ich Ihnen nicht Sechshundert Thaler baar und richtig gegeben? Würde ein so kluger Mann für die Hälfte eine solche Verschreibung ausgestellt haben? Es thut mir leid, aber nun muß ich klagen.

Dies war Jenem schon recht, er sagte aus, wie die Sache sich verhielt, und berief sich auf die Zeugen.

Als man einen Termin anberaumt hatte, um sie zu vernehmen, wurden sie dem Juden vorgestellt, und er gefragt: ob er gegen Einen oder den Andern etwas einzuwenden habe. Behüte, entgegnete er, das sind brave Herren, werden gewiß die Wahrheit sagen.

Man hörte den ersten Zeugen ab. Er behauptete, genau gehört zu haben, wie der Israelit Beutel auf den Tisch gesetzt, und die Worte gebraucht habe: Da sind Hundert — Zweihundert — Dreihundert Thaler.

Richtig, ganz richtig, merkte der Gläubiger an, es ist ein braver Herr!

Der zweite und dritte Zeuge erhärteten das Nehmliche. Sagt ichs doch, rief Jener wieder, ich wußte es vorher, daß mich die Herren nicht würden ins Unglück bringen wollen. Dazu sind sie zu ehrlich.

Man staunte über diese Aeußerungen, weil

man ihn für überwiesen hielt. Er nahm jedoch abermal das Wort.

Einhundert, Zweihundert und Dreihundert, wie viel macht das? Doch wohl Sechshundert, ganz natürlich.

Der Schuldner wandte ein: nur drei Beutel, jeden zu Hundert Thaler, empfangen, und sie hernach den Zeugen auch vorgewiesen zu haben.

O, rief der Jude, da haben Sie dreie versteckt, ich brachte sechse, meine eignen Worte, von den Herren Zeugen gehört, beweisen das.

Nun geriethen die Richter in Verlegenheit. Die Zeugen schienen für den Juden zu sprechen, die Verschreibung erklärte ausdrücklich, Valuta empfangen zu haben. Mochte man glauben, was man wollte, es fehlte an einem rechtlichen Grund wider den Ebräer, er gewann, und der Rechtsgelehrte mußte die Sechshundert Thaler bezahlen.

Kleines
aus dem Leben des großen Spinoza.

Als Fichte gestorben war, sagte die Zeitung: Deutschland habe seinen tiefsten Denker verloren, und Deutschland hieß obenein so viel als Europa, der Erdball, weil man in Deutschland am tiefsten zu denken glaubt.

Eine frühere Zeit nannte Kant den tiefsten, eine noch frühere Leibnitz, wie es sich denn auch versteht, daß andere Länder auch ihre tiefsten Vertiefer ins Denken aufzählten, wie England seinen Locke, die Griechen ihre sieben Weisen, und wohl noch ein Dutzend andere.

Nur schlimm, daß es kein Maas für die Brunnen der Erkenntnisse giebt, nach welchem eigentlich anzugeben wäre, ob A. oder B. den Grabscheit der Spekulation weiter hineingetrieben, und welche Strecke die Rüstigsten zurückgelegt hätten. Ist einmal der Brunnen da, kann frische Arbeit leicht weiter gelangen, das sieht wohl sich ein, gleichwohl offenbart sich die neue Kraft doch nach

den Umständen. Fichte nach Kant hatte leichter Spiel, als Jemand in einem Jahrhundert, in einer Nation, wo das Tiefdenken selten geübt, durch Fanatismus untersagt, und wo es nöthig wurde, sowohl mit schwerer Mühe die früheren Pfade der Alten aufzusuchen, als sich auch von den mannichfachen Ketten erst zu befreien, in welchen die Geister ihre neue Zeit gefangen hielt.

Es leidet wohl keinen Zweifel, und die berühmtesten Philosophen nach ihm haben es eingestanden, daß Spinoza einer von den tiefsten Denkern aller Zeiten gewesen sey. Betrachtet man aber: daß jene nahmhaftesten vor ihm, doch häufig eine Tendenz zu seinem System wahrnehmen ließen, die nur noch dunkel, unvollständig entwickelt, nicht klar ausgesprochen war, und die nach ihm, auch wenn sie ihn bestreiten wollten, wie z. B. Leibnitz, oder wenn sie anfangs ganz andere Wege einschlugen, wie z. B. Lessing, in sofern er Philosophie abhandelte, Mendelsohn, Kant, Jakobi, Fichte, doch endlich unvermerkt wieder in Wahlverwandtschaft mit seinen Sätzen geriethen, oder wohl gar ihre Untersuchungen damit endeten, daß sie zu Spinozas System so gut als übergingen, dann fühlt man sich zu der Behauptung aufgelegt: Spinoza sey platterdings der Meister unter allen Denkern gewesen. Und man wäre berechtigt, hinzuzufügen, daß wohl die Neuern sel-

nen Brunnen mit allerhand Einfassung und Verkleidung geschmückt, aber auch noch um keinen Zoll tiefer gegraben hätten, weil man nicht durch Kant, nicht durch Fichte in der Hauptsache mehr erführe, als was Spinoza schon dargethan, und daß Spinoza obenein noch einen höchst stattlichen Systembau gegründet hätte, was von den letztgenannten Philosophen nicht zu behaupten ist.

Denn Spinoza wollte die Welt erklären, und erklärte sie. Kant untersuchte aber blos die geistigen Fakultäten, wodurch alle Untersuchung und Erklärung vollzogen werden muß, und Fichte stellte dar, wie der Schein trügen, alle Wirklichkeit nur Verstellung seyn könne, räumte eine Gränze des Denkens ein, und wieß auf den Glauben zurück. Mit ganz anderer Gewißheit steht Spinoza da, bei ihm ist alles ein souverainer Dogmatismus (Satzlehrbegriff), voll der erhabensten Grundideen über Gott und Natur, (obschon beide ihm nicht mehr getrennt sind, als das Denken und das sichtbare Wesen des Menschen,) die, vermöge der ganzen Analogie der Schöpfung, einleuchten, und wenn schon, wie alles rein metaphysische oder transzendentale, nicht mathematisch zahlengerecht bewiesen, doch wieder auch nicht mit Erfahrungen aus der Natur und Vernunftsätzen bestritten und umgestoßen werden können.

Es ist hier der Ort nicht, Spinozas System

abzuhandeln, man will nur einige Nachrichten über das Leben des merkwürdigen Mannes geben, die vermuthlich weniger bekannt sind, als sein System. Von diesem nur so viel: Gott ist nach ihm der Weltgeist, das Leben der Materie. Gott ist die Natur, aber nicht sinnlich verstanden, wenn schon seine Wirkung allenthalben sinnlich wahrzunehmen ist. Als man ihn darüber nicht recht begriffen hatte, sagte er in einem Briefe: Deum rerum omnium causam immanentem, non vero transeuntem statuo, zu deutsch: Ich halte Gott für die inwohnende, einverbleibende Ursache aller Dinge, nicht für die übergehende.

Und Gott, wie die Dinge, sind ihm nothwendig und unendlich. Das ist genug für die, welche über sein System nachdenken wollen und können, oder auch können und wollen.

Der erste von allen Denkern, im ersten Vorwurf alles Denkens, jener Metaphysik, welche seit Pythagoras die Kraftgeister so tummelte, so oft in Verzweiflung setzte, und sie bewog, das ganze Daseyn einer Wissenschaft zu läugnen, die so schwer anzubauen war, und für alle Mühen sich nur Ernten abgewinnen ließ, die, genau betrachtet, in nichts zerflossen schienen; der Erste also hier, und auch der Einzige, Herr Prof. Schleiermacher, sagt: Spinoza throne einsam in seiner heiligen Welt, ohne Mitbürger, ohne Schüler.

Alles das will doch viel sagen. Wer möchte nicht, einen Weisen sich denkend, den man getrost im Tempel der Philosophie malen könnte, wo Xenophanes, Demokrit, Heraklit, Sokrates, Platon, Aristoteles, Zeno, Pyrrho, Lukratius, Seneca, und alle Neueren, die sich in diesem Gebiet dauernde Namen erstrebten, ihm huldigen, oder wohl gar auf einem Triumphwagen, woran die berühmten Herren ziehn, wer möchte da nicht einen ungemein erhabnen geweihten Begriff, nicht allein von der Intelligenz des Mannes, schöpfen, auch von seiner Person, seinen Lebensumständen und umgebenden Beziehungen. Wer möchte nicht an eine Gestalt, einen phisiognomischen Ausdruck glauben, die redend den muthigen Forscher nach Wahrheit verkündeten, den in seinen Gott versenkten heiligen Seher, den ernsten Tugendlehrer, ein Platonskopf wäre das geringste, das man sich einzubilden lieben würde. Und welche Erziehung hätte man Gründe zu vermuthen, die solche Anlagen entwickeln, erhöhen konnte, welche Lehrer der Jugend, welche Studien auf den ersten hohen Schulen seines Zeitalters, welchen ausbildenden, immerfort neuaufmunternden Umgang oder Briefwechsel mit den vorzüglichsten Köpfen des Jahrhunderts u. s. w.

In all den pathetischen Träumen würde man sich höchlich täuschen. Spinoza — von dem wohl-

getroffene Bildnisse übrig blieben — hatte das Ansehn eines gemeinen polnischen Schulmeisters. Er war auch nichts als ein gewöhnlicher Jude, der, neben der Philosophie, Gläser schliff, und damit handelte, seine Erziehung hatte ihn zu nichts als zum Schacher angeleitet. In sofern er zeitig einen Trieb zum Wissen fühlte, und ihn nähren wollte, um, statt des Handels, dem seine Neigung wenig entsprach, jüdische Theologie als Lebensgeschäft zu ergreifen, waren die Umstände, welche ihn heftiger antrieben, und seine Richtung in eine andere Bahn lenkten, ungemein auffallend, mitunter gar komisch, achtungswürdiger Art jedoch am wenigsten. Es lohnt der Mühe, dies flüchtig zu erzählen, indem es nicht sehr bekannt ist.

Der große Philosoph, welcher sich Benedikt von Spinoza nannte, wurde 1632 in Amsterdam geboren. Seine Eltern waren sogenannte portugiesische Juden, d. h. ihre Vorfahren aus Portugal nach Holland gekommen. Das von Spinoza könnte an eine adliche Herkunft denken lassen, sollte aber nichts anders heißen, als wenn in Deutschland ein Israelit nach einer herkömmlichen Stadt sich nennt. Den Namen Benedikt legte Spinoza erst sich selbst zu,*) als er dem Ju-

*) Seine Feinde sagten, er hätte lieber sich Maledikt nennen sollen.

denthum entsagte, ohne deshalb als Christ sich taufen zu lassen. Vorher hieß er Baruch.

Seine Eltern waren nicht reich, aber auch nicht arm, und konnten ihm wenigstens Lehrer halten, seinen Wünschen nach. Außer den talmudischen Wissenschaften wollte Spinoza auch die lateinische Sprache erlernen. Man wandte sich an einen deutschen Sprachmeister, der aber Ursachen zur Unzufriedenheit gab.

Nun lebte jedoch in Amsterdam damal ein Mensch von dem Schlage der sogenannten Kraftgenies, d. h. nicht in der verbindlichsten Bedeutung. Er hieß Franz van den Ende, war eigentlich Arzt, daneben aber auch seiner übrigen Kenntnisse willen in der Stadt berühmt, vorzüglich galt er für einen Lateiner vom ersten Rang. Die ausübend ärztlichen Geschäfte trugen ihm nicht genug ein, vielleicht weil er sie vernachlässigte, daher legte er auch noch eine Art Schule an, wohin die reichsten Kaufleute gern ihre Söhne schickten. Sie hatte mehrere Jahre Ruf und Flor, der Unternehmer würde sich lebelang dabei recht gut befunden haben, wenn er nicht selbst — wie lange nach ihm Doktor Bahrdt — alles verdorben hätte. Franz van den Ende war nämlich ein Erzreligionsspötter, und läugnete Gottes Daseyn platterdings ab. Diese Grundsätze hehlte er seinen Schülern ganz und gar nicht, deren Väter, sobald sie

davon hörten, Jene denn von einem solchen Lehrer entfernten. Dies zertrümmerte endlich die Anstalt, und van den Ende fand endlich ein gar kläglich Ende. Er begab sich nemlich nach Frankreich, mengte sich in Aufhetzungen der damals Mißvergnügten, und — wurde gehangen.

Doch während seine Schule noch lustig blühte, besuchte auch Spinoza, schon ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren sie, um hier mehr, als eben bei dem Sprachmeister, im Lateinischen seinen Zweck zu erreichen. Dies gab den Ausschlag über sein Leben.

Es ist billig zu vermuthen, daß er wie ein guter Israelit hier eintrat, indem weder das Vaterhaus, noch die ihn in talmudischer Wissenschaft unterrichtenden Rabbiner, eine Veranlassung werden gegeben haben, den jungen Menschen im orthodoxen Glauben wankend zu machen. Was er etwa beiläufig von den Vorstehern hörte, dürfte ihn auch wohl so wenig erschüttert haben, als jene christlichen Predigten in Rom, welche man die jüdischen Knaben alle Wochen einmal zu besuchen zwang, und die nimmermehr einen bekehrten. Hier obwaltete dagegen noch ein zweiter und ziemlich seltsamer Umstand.

Van den Ende hatte eine erwachsene und schöne Tochter. Diese war nicht allein in der Tonkunst unterrichtet, sondern auch dergestalt in

der lateinischen Sprache, daß sie wieder Unterricht darin ertheilen konnte. Hatte nun der Vater nicht Lust, mußte sie die Lehrstunden halten.

In dies Mädchen verliebte sich nun Spinoza, und da wird es zunächst begreiflich, daß ein fertiger Lateiner aus ihm wurde. Bringt Liebe zu irgend einem Wissen an sich schon am weitesten, um wie viel mehr muß es geschehn, wenn der Jüngling seine Geliebte das Geliebte vortragen hört.

Und dazu noch die schöne Atheistin, wahrlich, dies konnte einem gar festen Glaubensbau wie ein Mauerbrecher drohn.

Spinoza liebte heftig genug, um mit Heirathsplanen umzugehn. Da mußte er sich doch seiner Schönheit auf alle Weise gefällig machen, ihr Gegenliebe abzunöthigen. Es gab dazu für ihn keine andere Mittel, als in ihre Ansichten einzugehn, und daneben ihre Blicke auf eine ausgezeichnete Thätigkeit, einen beispiellosen Fleiß zu lenken, damit sie das achtete, wo möglich bewunderte. Eng war nur das eine Feld der Sprachkunde, man philosophirte in diesem Hause, die Starkgeisterei war an der Tagesordnung, hier mußte Spinoza mithin vornehmlich glänzen, wollte er gelten. Carthesius fiel ihm in die Hände, er verschlang gleichsam das Buch, und fühlte sich besonders zum Anerkennen des Gesetzes angezo-

gen: nichts für wahr zu halten, was nicht durch klare Gründe bewiesen sey. Das Beweisen führte ihn auf die Geometrie, von da ging er zur Naturlehre hin, welche die Gründe der Erscheinungen aufsucht u. s. w.

Ein Streben dieser Art, bei vorausgegangenen erheblichen Anlagen, und Jahrelang unter dem Einflusse der Liebe fortgesetzt, wohin mußte das nicht leiten. Man weiß ohnehin, wie eigen den Juden eine heftige Tendenz des Willens zu seyn pflegt, wie sehr ihre ganze Erziehung darauf dringt.

Sollte es einst zu einer Heirath kommen, verlangte die Geliebte ohne Zweifel, daß Spinoza — wenigstens der Form nach — ein Christ würde. Auch der Gedanke hieran machte ihn ohne Zweifel zeitig von allem Fanatismus los.

Das Glück krönte seine Neigung inzwischen nicht. Er hatte einen Nebenbuhler aus Hamburg, Namens Kerkering, der Sohn eines reichen Kaufmanns. Dieser gewahrte, daß Spinozas ungemeine Talente allerdings großen Eindruck auf die Tochter des Lehrers machten, und daß wenigstens von derjenigen hohen Achtung, die sie für ihn bewies, bis zur Liebe hin, kein weiter Weg mehr sey. Er wollte ihn ungänglich machen. Gaben, wie sie Minerva ehrt, hatte er nicht, dagegen solche die an der Börse gelten.

Einige hundert Pistolen in Kleinodien und andern Geschenken aufgewandt, und der Philosoph war überboten. Dieser Kerkering soll in der That auch das Mädchen geheirathet haben, ob zuvor, oder nachdem schon der Vater einen Galgen bewohnte, melden die Sagen nicht.

Daß Spinoza eine, durch den Verlust seiner schönen Jugendhoffnung geschlagene Wunde tief empfinden mußte, darüber läßt die menschliche Natur keinen Zweifel übrig. Wie sie heilen, ihre Schmerzen wenigstens lindern? Ja, sofern die Weltweisheit Vernunftgewalt über die Leidenschaften zusagte, konnte nur eine desto eifrigere Hinneigung zu ihr, dem Unglücklichen Waffen zum Kampf gegen sein Leid nachweisen. Er philosophirte also im Anfang, der Liebe willen, und späterhin, um die Liebe auszutilgen. In jedem Fall hatte er diese Richtung einmal genommen, war mit zu festem Willen darin zeither fortgegangen, als daß er nun sie wieder hätte verlassen mögen.

Entweder es gelang bei dem Allen nicht, den nagenden Gram im Innern zu tödten, oder Spinoza übertrieb, aus steigender Neigung zu den spekulativen Wissenschaften, die Kopfarbeit, seine Gesundheit sank in große Zerrüttung. Es wurde endlich eine Schwindsucht daraus, deren Fortschritte nur die enthaltsamste Mäßigkeit ver-

zögern

zögern konnten. Diese gewann Spinoza über sich, lebte fast nur von Milchsuppen, Grütze und ähnlichen Speisen, was denn, troß des unheilbaren Uebels, seinen Tod noch um zwanzig Jahre entfernt hielt.

Seine Absicht war nun ein höchst beschränktes Stillleben anzufangen, und darin ein neues philosophisches System, dessen Grundlinien ihm zeitig vorschwebten, auszuarbeiten. Um aber von seinen Verwandten unabhängig leben, einen gewissen, obschon kleinen Unterhalt mit eignen Händen erwerben zu können, legte er sich auf die Glasschleiferei, lernte hauptsächlich Ferngläser zurichten. Bald hatte er Fortschritte genug in dieser Kunst gemacht, um seinem Vorhaben zu gnügen.

Nun erhob sich jedoch bald ein furchtbarer Sturm gegen ihn. Schon lange hatte er die Synagoge nicht mehr besucht, als etwa, wenn er gar nicht umhin konnte; mit den jüdischen gelehrten Rabbinen floh er alle Gemeinschaft. Da nun seine Talente nachgrade Aufsehn machten, wollten die Israeliten in Amsterdam ein solches Mitglied nicht verlieren, ja sie hatten den Ehrgeiz, daß ihm ihre Gemeine ein Jahrgeld bot, wenn er nicht, wie sie es vermutheten — ein Christ werden, und sich zu ihrem Cultus halten

wollte. Man stieg in dem Gebot auf tausend holländische Gulden.

Die Summe hatte aber keinen Gegenreitz bei Spinoza, der alsdann auch von dem Vorhaben, philosophische Schriften drucken zu lassen, hätte abstehn müssen. Dem Judenthum hatten seine Ueberzeugungen entsagt, zur Taufe wollte er nun deshalb aber auch nicht übergehen. Dies würde ohne Zweifel geschehen seyn, wenn er seine Geliebte hätte ehelichen können, was nicht mehr anging. Er lehnte also das Jahrgeld ab, und blieb seinen Entschlüssen treu.

Je weniger auch seine Aeusserungen vorsichtig seyn mochten, je höher stieg der Unwille seiner Glaubensbrüder. Ihre Erbitterung drohte ihm so sehr in gefährlichen Zeichen, daß an einem Abend ein Vermummter mit einem Messer nach Spinoza stach. Durch eine schnell ausweichende Bewegung traf es jedoch nur sein Kleid, das er lebenslang zum Andenken aufbewahrte.

Nicht mehr in Amsterdam sicher, beschloß er einen andern Aufenthalt zu wählen. Nun wurde er gerichtlich und nach den jüdischen Kirchengesetzen verfolgt. Ein alter angesehener Rabbi, Namens Chacham Abuar, sprach ein Verdammungs-Urtheil oder einen Bannfluch über ihn aus. Spinozas Lebensgeschichte, im Französischen von einem Prediger im Haag beschrieben, enthält das

Formular eines solchen Bannfluchs im dritten Grade, Schammatha genannt. Es ist schauderhaft und merkwürdig genug, um ihm hier einen Platz zu gönnen.

„Zufolge dem, was im Rath der Engel und in der Versammlung der Heiligen beschlossen und geboten worden, verwerfen, verbannen und erklären wir, verflucht und ausgestoßen, nach dem Willen Gottes und seiner Gemeine, in Kraft des Gesetzbuchs und der 613 Gebote, welche darin enthalten sind, den N. N. Wir sprechen eben das Verbot aus, welches Josua im Angesicht der Stadt Jericho ergehen ließ, eben den Fluch, womit Elisa sowohl die muthwilligen Knaben als seinen Diener Gehasi belegte, eben das Anathema, welches Barack gegen die Stadt Meros brauchte, eben den Bann, dessen sich die Mitglieder des großen Rathes vor Alters bedienten, und womit Jehuda, Ezechiels Sohn, gleichfalls wider seinen Knecht stürmte, wie solches in dem Gemarat unter dem Titel Keduschim auf der 70. Seite verzeichnet ist. Endlich ohne Ausnahme eines einzigen von den Flüchen, von den Anathemen, von den Verbannungen, welche von der Zeit Mosis unsers Gesetzgebers an, bis auf diesen heutigen Tag ergangen sind, sprechen wir alle solche aus im Namen des Achtariel, welcher auch Jah, der Herr der Feldschlachten heißt, im

Namen des großen Fürsten Michael, im Namen des Metatteron, dessen Namen seines Meisters Namen gleich ist, im Namen des Sardaliphon, dessen Verrichtung ist, seinem Meister Blumen und Kränze, das ist, die Gebete der Kinder Israel vor den Thron Gottes zu bringen; in diesem Namen endlich, welcher 42 Buchstaben in sich begreift, das ist nehmlich: Im Namen desjenigen, welcher dem Moses im Busch sich offenbarte. In diesem Namen, durch welchen Moses die Fluthen des rothen Meeres aufgethan und von einander getheilt hat; im Namen desjenigen, der gesagt hat: Ich bin der ich bin, und der ich seyn werde; durch die geheimnißvollen Tiefen des großen Namen Gottes Jehovah, durch seine heilige Gebote, welche in die zwei Tafeln des Gesetzes eingegraben worden; im Namen des Herrn, des Gottes der Feldschlachten, der über den Cherubinen sitzt; im Namen derjenigen Kugeln, Räder und geheimnißvollen Thiere, die Ezechiel gesehn; im Namen aller heiligen Engel, welche vor dem Höchsten bereit stehn, seine Befehle auszurichten, u. s. w.

Es sey N. N. verflucht von dem ewigen Gott Israel, welcher über den Cherubinen sitzet, dessen heiliger und furchtbarer Name von dem Hohenpriester am großen Versöhnungstage aus-

gesprochen worden. Er sey verflucht im Himmel und auf Erden aus dem Munde des allmächtigen Gottes selbst, u s. w.

Ist er gebohren im Monat Nisan (März), über welchen die Obhut dem Uriel und dessen Engeln aufgetragen, sey er verflucht aus dem Munde Uriels und seiner Engel.

Ist er gebohren im Monat Ijar (April), welchem der Engel Zephaniel mit seinen Schaaren gebietet, sey er verflucht aus dem Munde Zephaniels und seiner Schaaren.

Ist er gebohren im Monat Sivan (Mai), über den Amniel die Aufsicht hat, sey er u. s. w.

Ist gebohren im Monat Thamnus (Junius), dem Peniel vorsteht, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Abh (Julius), welcher dem Barkiel untergeben, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Elul (August), welchen Periel regiert, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Tisri (September), der unter dem Einfluß des Zuriel stehet, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Machesch (Oktober), den Zachariel beherrschet, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Hisleu (November), über den Adoniel waltet, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Thevat (Dezember), dem Anáel befiehlt, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Schevat (Jenner), darüber die Regierung dem Gabriel anvertraut worden, sey er u. s. w.

Ist er gebohren im Monat Adar (Hornung), den Rumniel leitet, sey er u. s. w.

Er sey verflucht aus dem Munde der sieben Engel, welche den sieben Tagen der Woche vorstehen, und aus dem Munde aller Engel, welche ihnen folgen und unter ihren Fahnen streiten. Er sey verflucht aus dem Munde der vier Engel, welche den vier Jahreszeiten vorstehen, und aller Engel, welche ihnen folgen und unter ihren Fahnen streiten. Er sey verflucht aus dem Munde der sieben Obersten des Gesetzes, welches Krone und Siegel genannt wird. Er sey verflucht aus dem Munde des starken, gewaltigen und schrecklichen Gottes. Wir bitten diesen großen Gott flehentlich, daß er ihn zu Schanden mache, und den Tag seines Falls und Verderbens beschleunige. Gott, der Gott der Geister wolle ihn unter alles Fleisch erniedrigen, ihn ausrotten, verderben, vertilgen und vernichten. Die geheimen Gerichte des Herrn, das Ungewitter und die schädlichsten Winde müssen über das Haupt des Gottlosen fallen. Die Verderber müssen über ihn herabfahren, er mag sich wenden gegen welche Seite er immer will, so wird er nirgends etwas anderes als Widerspruch, Hinderniß und

Verwünschung finden. Seine Seele wird bei seinem Tod den Leib in Schrecken, Entsetzen und Bangigkeit verlassen. Es wird ihm unmöglich seyn, den Schlag des Todes und dem Gerichte Gottes zu entfliehn. Gott lasse über ihn die schärfsten und gewaltigsten Plagen fallen. Er komme um durchs Schwerdt, durch ein hitziges Fieber, durch eine Abzehrung, von Innen werde er durchs Feuer getrocknet, und von Aussen mit Aussatz und Schwären bedeckt. Gott verfolge ihn so lange, bis er gänzlich zu Grunde gerichtet und vertilget ist. Des Gottlosen Schwerdt wird in sein eigen Herz graben, sein Bogen wird zerbrechen, er wird seyn, wie die Spreu, welche der Wind zerstreut, und der Engel des Herrn wird ihn verstoßen, und ihn allenthalben verfolgen. Der Engel des Herrn wird ihn verfolgen in der Dunkelheit, an schlüpfrigen Orten, wo die Fußsteige und Gänge des Boshaften sind. Sein Untergang wird nahen, wenn er ihn am wenigsten vermuthet. Er wird sich im eignen Fallstrick gefangen sehn. Er wird von dem Angesicht der Erden vertrieben werden, und aus dem Licht in die ewige Finsterniß wandeln. Ueberlast und Bangigkeit werden ihn aller Orten ergreifen. Seine Augen werden seine Verdammniß sehn. Er wird aus dem Zornkelch des Herrn trinken, dessen Fluch ihn bedecken wird, wie sein

eigen Kleid. Die Erde wird ihn verschlingen. Gott wird ihn ausstoßen, und ihm den Eingang in sein Haus auf ewig sperren. Gott verzeihe ihm nie seine Sünde. Der Zorn und Grimm des Herrn müssen ihn umgeben, und immerdar über seinem Kopf rauchen. Alle in dem Buch des Gesetzes enthaltenen Flüche müssen auf ihm ruhen. Gott vertilge ihn aus seinem Buche, er sondere ihn zu seinem Untergang von allen Stämmen Israels ab, und gebe ihm zu seinem Erbtheil alle im Buch des Gesetzes ausgedrückten Flüche."

Man muß gestehn, daß es hier an Ausführlichkeit eben nicht fehle, und auch nicht an überflüssigen Wiederholungen. Dem sey nun wie ihm wolle, mit diesen Kraftworten lohnte man Spinozas Neigung zur Philosophie. Da er sich bereits von Amsterdam entfernt hatte, wurden sie niedergeschrieben, und ihm so nachgesandt.

Spinoza protestirte gegen den Bannfluch, faßte in spanischer Sprache eine Gegenschrift ab, und schickte sie den Rabbinen ein. Sie nahmen den Protest an, und die Sache hatte ein Ende; ein Beweis, daß sie doch nicht so grimmig seyn mochten, als ihre Worte lauteten.

Im Jahre 1664 hatte Spinoza seine Geburtsstadt verlassen, und sich nach Rynsburg begeben. Er blieb hier nur einen Winter, und

ging dann nach Voorburg, einem Oertchen, eine Meile vom Haag gelegen. Dort lebte er drei bis vier Jahre, während dessen er viele Besuche aus Haag und andern Orten, wo sich wissenschaftliche Männer aufhielten, empfing. Wie es, Hundert Jahre später, in Berlin Aufsehn erregte, daß Mendelsohn unter den Denkern sich auszeichnete, so geschah es auch in Holland. Oft kam vielleicht nur die Neugier, den gelehrten Juden zu sehen, von dem man so viel sprach, und mit dem berühmte Männer jener Zeit einen Briefwechsel anknüpften.

Endlich wählte er Haag selbst zu seinem Aufenthalt, miethete in dem Hause eines gewissen Herrn van der Spyk ein kleines Zimmer, schliff dort bald Gläser, und mühte sich bald wieder, ein metaphysisches Glas zu entdecken, wodurch man in die tiefen Geheimnisse der Natur sehen könnte.

Von seinen Nahrungsmitteln redeten wir schon, nicht besser stand es um seinen Hausrath und um seine Kleidung. Als man ihm die Unscheinbarkeit und wenige Ordnung davon vorwarf, entgegnete er: Soll man um ein so geringfügiges Ding, als der Mensch ist, eine kostbare Decke legen?

Hatte er einmal Geld empfangen, war es auch bald wieder verschwunden, und Spinoza

sorgte nicht bange für den anderen Morgen. Simon von Vries in Amsterdam, der reich und ihm ergeben war, bot ihm einst Zweitausend Gulden zum Geschenk, damit er bequemer leben könne; Spinoza nahm jedoch keinen Stüber davon.

Was bedurfte er auch vielen Geldes. Mehlspeisen und Grütze kosteten wenig, seine einzige Leidenschaft bestand in vielem Tabackrauchen. Seine Erholungen nach ermüdenter Arbeit waren einfach, und dabei seltsam genug. In solchem Fall ging er hinab zu den Wirthsleuten, und sprach mit ihnen über ganz alltägliche Dinge, und trieb Scherz. Gern fing er Fliegen und warf sie in Spinngewebe. Den Kampf der feindlichen Thiere desto genauer zu beobachten, pflegte er dann ein Mikroskop zur Hand zu nehmen.

Als jener Simon von Vries späterhin auf dem Todtenbette lag, setzte er dem Spinoza ein Jahrgeld von Fünfhundert Gulden aus, welches dieser auf Dreihundert ermäßigte, und dann annahm. Man sagte sogar, Vries habe ihm sein gesammtes Vermögen nachlassen wollen, Spinoza aber nicht zugegeben, daß seine Vettern um ihr Erbe so beeinträchtiget werden sollten. Er hatte also nicht blos dem Glauben der Israeliten entsagt, sondern auch ihren gewöhnlichen Grundsätzen in Betracht des Geldwerthes.

Im Jahr 1664 gab er den ersten und zweiten Theil eines Werkes heraus, das er betitelte: Renati Des Cartes Principiorum Philosophiæ Pars prima et secunda, more geometrico demonstratæ. Ihm folgte bald seine Cogitata Metaphysica, und beide Bücher stifteten ihm in der gelehrten Welt seiner Zeit, und bei allen die Wissenschaften pflegenden Nationen, einen glänzenden Ruhm. Auch fanden sie noch wenige Gegner, indem sein eigentliches, späterhin erst vollständig entwickeltes System über den Zusammenhang Gottes mit der Natur darin noch nicht zum Vorschein kam. Blos der tiefe abstracte Denker machte sich geehrt. Es kam dahin, daß ihm der Churfürst der Pfalz, Carl Ludwig, eine Professorstelle der Weltweisheit in Heidelberg antragen ließ. Eben so wollten ihn einige Franzosen von Bedeutung nach Paris ziehn, indem sie ihm bei Ludwig XIV. ein namhaftes Jahrgeld auszuwirken versprachen. Zu beiden hatte Spinoza kein Ohr. Den angebotenen Lehrstuhl schlug er, wie man sagte, aus Liebe zur Bequemlichkeit aus, und ein Aufenthalt in Frankreich schien ihm gefährlich, weil seine Freidenkerei ihn doch gelegentlich in einen Aufenthalt in der Bastille hätte verwandeln können. Deshalb blieb Spinoza wo er war, und lebte fort wie zeither.

Tractatus Theologicus Politicus nannte jedoch Spinoza eine andere Schrift, welche er 1670 in Druck gab, und die jenes erwähnte System — welches die frühern Schriften nur angedeutet hatten — ausführlich vorträgt. Sie ist ohne Zweifel sein Hauptwerk, und auch ein Hauptwerk in dieser Art, das einzige in dieser Art, und ein Ganzes, von dem nichts zu nehmen, nichts mehr zu geben ist, wie es scheint. Entweder es muß nothwendig bestehen an sich und wie es ist, oder auch gänzlich verworfen werden. Von Verpflanzungen einzelner Zweige zu weiterer Kultur, wie es bei den Leibnitzischen und Kantischen Schriften häufig geschehen ist, kann hier nicht die Rede seyn, eben so wenig, als Spinozas System irgendwo sich anschmiegt, und — nach dem Sprichwort — eine wächserne Nase darbietet, die man beliebig drehen könnte.

Deshalb ist Spinozas System auch den Nachahmern und Erweiterern immer ein Noli me tangere geblieben, und man hat nie von einem Buche nach Spinozas Grundsätzen und dergleichen gehört. Niemand wollte seinen Glauben klärlich zugestehn, und sich als einen Nachfolger in Spinozas Fußtapfen bekennen. Ein Anderes war es denn freilich, mit den huldigenden Anerkennungen, die unvermerkt aus den Urtheilen über ihn verflossen. Und die größten

Köpfe pflügten oft — wie man zu sagen pflegt — mit seinem Kalbe, entweder ohne es scheinen zu wollen, oder ohne sich dessen selbst recht bewußt zu seyn.

So würde Leibnitz wohl nie die Begriffe so fein spalten gelernt haben, wie es in seiner Theodizee geschieht, wäre er mit Spinoza nicht so innig vertraut gewesen. Er suchte ihn zu widerlegen, es ging ihm aber schier damit, wie Friedrich dem Großen, der, Macchiavelli widerlegend, in Macchiavellis Geist regieren lernte.

Spinozas Abhandlung über die Verbesserung des menschlichen Verstandes, kann man als die Vorläuferin der Kantischen Vernunftkritiken ansehn, so wie auch Kants Moralprinzip gar sehr mit dem des Spinoza übereinstimmt.

Fichte's Ich, das die Welt construirt, und eine göttliche Kraft enthält, ist als ein Theil der Gottheit Spinozas zu betrachten. Fichte's Anweisung zum seligen Leben ist Spinozistisch, denn nach Spinoza besteht die Seligkeit in den Wirkungen, welche die Tugend über das Leben verbreitet.

Ja, was man gar nicht glauben sollte, Swedenborg, der theosophische Schwärmer, dessen ungeheure poetische Einbildungskraft weit ins Gebiet der Metaphysik zu fliegen sucht, ohne doch von der buchstäblichst genommenen, christli-

chen Orthodoxie, und von solchen Vorstellungen, die alles in ein sinnlich Gewand kleiden, sich trennen zu wollen, auch Swedenborg hat bei Spinoza Begriffe entliehen. Dieser theilt seines Gottes Wesen in zwei Hälften, cogitatio und dimensio (Gedanke und Ausdehnung). Swedenborg behält diese Eintheilung bei, wählt nur dafür Weisheit und Liebe. Liebe aber bestimmt, nach ihm, Gott, seine Wirkung allenthalben auszubreiten.

So wird also schwerlich — es scheint für jetzt noch unmöglich — irgend ein Denker wohin kommen, wo Spinoza nicht schon gewesen wäre, und dieser hat vor so vielen anderen noch voraus: daß er aller unnützen (Kantischen) Weitschweifigkeit, aller (Fichteschen) Paradoxie, aller (Swedenborgischen) Schwärmerei und Mystik abhold ist, vielmehr sich überall der einfachsten Klarheit befleißigt, um das Unbegreifliche so begreiflich zu machen, als es die Kraft der menschlichen Vernunft zugiebt. Wer möchte ihm nun da — wenn man gleich nicht zu seiner Fahne schwört, und das Unbegreifliche einmal auch undurchdringlich bleibt — den Namen des tiefsten Denkers streitig machen wollen. Diesen also in ihrer Mitte haben aufstehen sehn, können die Juden sich rühmen, wie er auch einst durch sie verfolgt worden ist.

Das Aufsehn, welches die genannte Schrift machte, war ohne Beispiel. Man schrieb damals wissenschaftliche Bücher meistens nur in lateinischer Sprache. Es hatte das Uebel freilich, daß sie nun dem Volke nicht in die Hände kamen; aber auch das Gute, leicht durch ganz Europa den Gebildeten bekannt zu werden, und Alle, welche damals auf Bildung Ansprüche machten, mußten auch mit dieser Sprache vertraut seyn. Das Buch ward nun allenthalben gelesen, fand Bewunderer in Menge, aber auch Verbote, Anfechtungen, Widerleger (angemaaßte) genug. Letztere traten hauptsächlich in Deutschland auf, welches damals an Aufklärung gegen England, Frankreich und Holland, noch ziemlich weit zurück stand. Es versteht sich, daß man die Streitwaffen gegen Spinoza nicht aus dem Arsenal philosophischer Gründe, sondern aus der heiligen Schrift, und den orthodoxen Deutungen ihrer Worte hernahm. Einige christliche Professoren wütheten nun gegen Spinoza mit nicht geringerem Grimm, als ihn einst die jüdischen Rabbinen in ihrem Bannfluch ausgelassen hatten.

Von einem gewissen Spizelius erschien eine weitläuftige Schrift gegen ihn, betitelt: Infelix literator, worin es unter andern heißt: Irreligiosissimus autor, stupenda sui fidentia — oder deutsch übersetzt: Der höchst gottlose Ver-

fasser ist aus Bezauberung eines ungeheuren Selbstvertrauens, in Frechheit und Irreligion so weit gegangen, daß er u. s. w.

Ein Herr von Mannsfeld, Professor in Utrecht, schrieb: Tractatum hunc ad æternas damnandum tenebras judicamus etc. (zur ewigen Finsterniß möge dies Buch verdammt seyn) u. s. w.

Wilhelm von Blyenburg schrieb: Eine Wahrheit der christlichen Religion gegen Spinoza; und sagte darin: Dies Buch ist voll von seltsamen aber abscheuligen Behauptungen, die nur aus der Hölle geschöpft werden konnten. Kein Christ, kein Mensch von nur gesundem Verstande wird es ohne Entsetzen lesen, da es von eitel ruchlosem Atheismus wimmelt u. s. w.

Von einem gewissen Wittich kam ein Anti-Spinoza heraus, der ihn wie einen schändlichen Volksverführer und Betrüger darstellte, und den verworfensten Gottesläugner, den je das Tageslicht gesehn.

Musäus, Professor in Jena, sagte in einer Schrift gegen ihn: Es ist zu zweifeln, daß von Allen, welche der Teufel gedungen, göttliche und menschliche Rechte umzukehren, Einer diesem zum Unheil der Kirche und des Gemeinwesens betrognen Betrüger gleicht.

Doch

Doch zogen auch mehrere Franzosen gegen ihn ins Feld. Ein Herr Poiret in einer Schrift: Fundamenta Atheismi eversa, sive specimen absurditatis Spinozianae. (Uebern Haufen geworfene Grundfesten der Gottesläugnung, oder Probe der Spinozistischen Ungereimtheit.) Ein Herr Aubert de Verse: L'impie convaincu, ou Dissertation contre Spinoza, dans la quelle on refute les fondemens de son Atheisme. (Der überwiesene Gottlose, oder Widerlegung seiner Gründe u. s. w.

Sie gingen aber von einem falschen Satz aus, denn Spinoza läugnete Gott platterdings nicht, behauptete nur: Er sey in, nicht außer der Natur.

Seine Freunde munterten ihn dagegen auf, an die Widersacher sich nicht zu kehren, sondern rüstig im Streben nach Wahrheit fortzufahren. Ein Herr Oldenburg aus Bremen, Resident des Niedersächsischen Creises in London, schrieb ihm: Liberrima est respublica vestra, liberrime in ea philosophandum. (Frei ist eure Republik, frei darin alles Denken.)

Spinoza gab noch einige kleinere Schriften heraus, die theils sein System erläuterten, theils

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

es gegen ungerechte Angriffe vertheidigten, doch lebte er nicht mehr lange.

Wir haben schon erzählt, daß eine unheilbare Schwindsucht bei ihm sich angesiedelt hatte, deren Fortschritte nur eine äußerst mäßige Lebensweise aufhalten konnte. Endlich nahm dem: ungeachtet seine Krankheit überhand, wiewohl sie ihn nicht bettlägerig machte, sondern allmählig die Kräfte wegzehrte. Im Jahre 1677 ließ er einen Arzt aus Amsterdam, der sein persönlicher Freund war, zu sich kommen, diesem schien die Gefahr noch nicht groß, und Spinoza ging am Morgen seines Sterbetages noch hinab zu den Wirthsleuten. Nachmittag um drei Uhr aber erfolgte unvermuthet sein Tod, in Gegenwart des Arztes. Es geschah am 21. Februar 1677. Spinoza war noch nicht fünf und vierzig Jahre alt geworden, und zwanzig Jahre schwindsüchtig gewesen.

Sein Nachlaß war gelehrtenartig genug. Seine Schwester meldete sich erst zum Erbe, da sie jedoch hörte, die Schulden würden den Werth des Vorhandenen übersteigen, zog sie sich wieder zurück, und ein Buchhändler in Amsterdam gab die Kosten zu einem anständigen Begräbniß, das, ob Spinoza gleich nicht getauft war, doch auf

einem christlichen Kirchhofe erfolgte, und dem aufgeklärten Sinn der Einwohner von Haag eine Lobrede hielt.

Groß waren die Schulden zwar nicht, aber die Aktiva eben so wenig. Unter jenen kamen Apothekerrechnungen, rückständiger Miethzins und dergleichen vor, auch eine Rechnung folgenden Inhalts: Herr Spinoza sel. Andenkens, ist dem Wundarzt Abraham Kervel, dafür, daß er ihm seit dem letzten Vierteljahre den Bart geputzt hat, einen Gulden und achtzehn Stüber schuldig. Ueber diese Rechnung ereiferte sich der Lebensbeschreiber, Johann Colerus, darum, weil von einem seligen Herrn Spinoza darin die Rede ist. Er meint: wenn der Barbier nur gewußt hätte, welch ein Vogel der Entschlafene gewesen sey, würde er nicht mit dem Worte selig so gespielt haben.

Den gesammten Nachlaß giebt er auch an, zusamt den Preisen, um welche die Gegenstände auf der Versteigerung losgeschlagen worden. Außer einigen Büchern, und schlechtem Hausgeräth, bestanden sie aus einem kamelhaarnen Mantel und solchen Hosen, verkauft um 21 Gulden 4 Stüber. Einem grauen Mantel, verk. um 12 Gulden 14 St. Vier Betttüchern, verk. um 9

G. 6 St. Einem Bett und Polster, verk. um 5 G. Neunzehn Halskragen oder Ueberschlägen, verkauft um 19 G. 11 St. Fünf Schnupftüchern, verk. um 2 St. Zwei kleinen silbernen Schnallen verk. um 2 G. u. s. w.

Das ist sehr bescheiden, für einen Mann, von dem ohne Zweifel in Jahrtausenden so gut die Rede seyn wird, als von Plato.

Der Jude und die egyptische Mumie.

Moses führte seine Glaubensbrüder aus Egypten, sie kamen aber häufig wieder dahin, und man findet in Alexandria, Cairo, Damiate u. s. w. sie in guter Zahl. Handlung, Mäkelei, Auftragsgeschäfte, und auch einige Handwerke nähren sie. Reisenden Europäern gewährt dieser Umstand manche Bequemlichkeit, weil viele dieser Juden nicht allein mehrere Sprachen reden, sondern auch bei weitem emsiger in allerhand Dienstleistungen sind, als die trägen, und gegen Christen muselmännisch stolzen. Dagegen erfahren solche Reisende oft die Unbequemlichkeit, von Jenen übers Ohr gehauen zu werden.

Als nach Klebers Tod und Bonaparte's Entfernung, die noch übrigen Franzosen das Land hatten räumen müssen, und Britanniens Söhne einstweilen den Meister dort spielten, entstand in London gleichsam eine Wuth, nach Egypten zu reisen. Kaufleute bauten Entwürfe auf hohen Gewinn, Naturkundige und Gelehrte wollten den

Umfang ihrer Kenntnisse dort erweitern, reiche Neugierige einst sagen können, sie hätten die Pyramiden, die Sphinx, und was sonst an merkwürdigen alterthümlichen Seltenheiten Egypten darbietet, gesehn.

Unter den letzten befand sich auch ein reiselustiger, wohlbegüterter Lord. Er ging unter Segel, und langte glücklich in Alexandria an, von wo er denn, mit einer Bedeckung versehn, seine Ausflüchte machte. Endlich war alles erschaut, was nur die Umgegenden von Cairo, Theben, Ghizah vorzuweisen haben, einige Steine mit Inschriften waren gefunden, selbst ein Krokodil erbeutet, das, ausgestopft, mit nach England gebracht werden sollte. Nur Eins fehlte noch, die Reise nach Egypten nicht allein höher zu beglaubigen, sondern ihr noch das Gepräge einer ächt klassischen aufzudrücken, nehmlich eine Mumie.

Der Lord hatte einen Juden angenommen, zum Faktor und Cicerone, dieser empfing den Auftrag, eine wohlerhaltene zu schaffen, was sie auch kosten möchte.

Es fehlte jedoch an diesem Artikel nunmehr. Franzosen und Engländer hatten gewetteifert, Mumien ausfindig zu machen, und in ihr Vaterland zu senden. In den bekannten alten Todtengrüften war es leer, man konnte nur vom Zufall die Entdeckung anderer hoffen, deren Verborgenheit

ihre durch Balsam den Zeiten trotzende Leichname erhalten hatte.

Der Ebräer gab sich alle Mühe, kam jedoch stets mit der Klage zurück: alle Nachforschungen wären vergeblich. Der Lord bestand hingegen um so mehr auf seinen Wunsch, und erhöhte seine Lohnzusage.

Endlich meldete ihm Jener: Dafern Seine Herrlichkeit nur etwa noch vierzehn Tage Anstand nehmen wollten, könne er einen pharaonischen Prinzen zur Stelle bringen, wie man ihn sicher noch in Europa nicht gesehen habe. Der Besitzer wohne indessen ziemlich entfernt, er, der Jude, müsse eine Reise durch Wüsten zu ihm antreten, von welcher nicht vor genannter Frist heimzukehren sey. Er wolle den Verkäufer mitbringen, der seine Waare vorzeigen, und dann selbst mit dem Lord handeln könne. Wie er gehört, begehre er, nach englischem Gelde, Fünfhundert Pfund, werde vielleicht aber den Preis noch ermäßigen.

Froh beschied ihn der Lord, nur so bald als möglich abzugehn, und sich mit dem Mann einzufinden.

Nach vierzehn Tagen erschien der Jude wieder, sehr erschöpft von seiner mühseligen Reise, in seiner Begleitung ein gelbbrauner Araber. Diesem folgte ein Kameel, das einen großen, von Matten umwundenen Kasten trug. Vorsichtig

brachte man diesen in die Wohnung des Lords, öffnete ihn, und hob nun einen Mumiensarg heraus, dessen ganzes Ansehn schon von Jahrtausenden zu zeugen schien. Nach weggehobnem Deckel sah man nun eine dürr zusammengetrocknete, schwarzgraue, beinah versteinerte, und doch höchst leichte, Menschengestalt, die mit urzeitlicher Ehrwürdigkeit anschauderte. Noch ließ sich ein Hauch des Balsamduftes spüren, ob man schon urtheilte, daß er vielleicht schon vor Moses Zeit in diesen Leichnam gethan worden. Binden, mit altegyptischen Hieroglyphen bezeichnet, umgaben ihn.

Den Engländer setzte dieser Anblick so in Erstaunen, als er ihn froh machte, und er genoß die selbstzufriedne antiquarische Wollust schon voraus, wenn er nun in London seine Mumie den Kennern zur Bewunderung ausstellen würde. Um aber die Bestätigung des Werthes selbst von Kennern erst zu hören, den Kauf nicht allein zu schließen, rief er einige Schiffskapitäne und englische Gelehrte herbei, fragte sie um ihre Meinung. Sie staunten, wie der Lord, und erklärten einmüthig, noch kein so schönes Exemplar einer Mumie gesehn zu haben.

Nun bot Jener, der Araber wollte nichts ablassen. Der Israelit mengte sich dagegen ein, sprach zum Vortheil des Lords, verschaffte ihm endlich die Kostbarkeit um Dreihundert Pfund.

Ein namhaftes Geschenk für Reise und Bemühung lohnte ihn.

Nun packte man den Pharaonenkadaver sorgsam ein. Der Jude half emsig, dann aber — war er verschwunden.

Wäre der arme Lord nur zeitig abgereiset, zu seinem Unheil aber hielt er sich noch einige Wochen auf. Und da mußte grade ein anderer Jude aus Cairo nach dem Hafen kommen, von dem Kauf hören, und zudem grade ein Feind des Glaubensgenossen seyn. Ohne diesen Umstand würde er ohne Zweifel nicht geplaudert haben.

So aber machte es ihm Vergnügen, im Hafen zu erzählen, wie die Sache sich verhielte, denn er hatte das in Cairo erfahren. Der vorige Ebräer war nämlich dorthin gekommen in seinen Geschäften, und eben hatte sich ein Kerl erhängt. Mit Hülfe einiges Gesindels hatte er den Leichnam bei Nacht abgenommen, und nach einem Dorfe gebracht. Hier war er ausgeweidet, und in einen heißen Backofen geschoben worden, den man drei Tage warm erhalten. Diese Zeit war hinreichend gewesen, ihn ganz auszutrocknen, und von allen Flüssigkeiten getrennt, so zusammen schwinden und schrumpfen zu lassen, wie man es an wirklichen Mumien sieht. Die schwärzliche Farbe verstand sich bei dem halb geschmoorten Zustand auch wohl. Dann hatte man ihn mit ge-

brannten Wassern und Essig gewaschen, und acht Tage in die Luft gehängt. Endlich Kräuter in den Leib gethan, altes Lappenwerk zu Binden gestaltet, und mit Hieroglyphen bemalt, darum gewunden, und das Ganze abermal noch der Ofenhitze übergeben, damit es Schwärze, Mürbheit, Verwitterung genug erhielte, um Jemanden zu täuschen, der — für Täuschung Empfänglichkeit hat.

Es kam dem Betrognen zu Ohren, er wüthete, konnte aber den Juden nicht ausfindig machen, der leicht mit seinen Helfern sich versteckt hielt, bis Jener abgesegelt war. Statt nach London, wanderte nun der Erhenkte in die Fluthen.

Das Merkwürdigste hiebei ist aber: daß eine nach diesem Mumienrezept behandelte Leiche in der That eine sehr lange Dauer gewinnt, und folglich ermeldete nach Hundert Jahren in dem berühmtesten Museum noch Kenner hätte täuschen und vergnügen können. Leidige Schwatzhaftigkeit, welche den Lord und so viele Personen dieser und einer späteren Zeit um eine hohe Freude brachte.

Uebrigens sollen die Juden dort häufig schon derlei Mumien gemacht haben, und diese und jene vermuthete alte egyptische Prinzessin war vielleicht nichts als eine — neugebackne Jüdin.

Des weisen Salomon Steigen durch die Steigekraft der Papiere.

In dem berühmten Trauerspiele: Julius von Tarent, weiß ein liebender Vater, dessen Sohn ein Segenswort über sich gesprochen verlangt, kein angemesseneres zu finden, als:

Sey weise!

Und wer könnte den hohen, tiefen, das ganze Leben umfangenden Sinn auch anfechten wollen? Giebt es irgend etwas, das uns auf dem stürmevollen Meere, über welches man, vom Ankerplatz der Hebamme bis zum Hafen, den ein Todtengräberspaten öffnet, zu segeln hat, sicherer durch Klippen, Untiefen und empörte Wogen helfen könnte, als Weisheit?

Freilich überhebt Manchen das Glück aller Weisheit, und die Weisheit scheitert und sinkt auch oft, die Weisheit bleibt aber das sicherste, ob sie schon, wie Alles hienieden, nicht unfehlbar ist. Auch kömmt es hier auf Stand und Verhältnisse an. Sehr hoch- und reichgeborne Er-

densöhne bedürfen, in der Regel, nur ein Gerin⸗ges von Weisheit, und gedeihen doch lustig. Die Regel hat demungeachtet ihre Ausnahmen, und es kann seltne Fälle geben, wo die vornehmsten und Reichsten ohne Weisheit verloren sind.

Bisweilen hingegen taugt die Weisheit auch wieder nicht, und Viele kommen durch ihre Dumm⸗heit besser fort, als Weise.

Aber das auch nur unter gewissen Umstän⸗den und Bedingungen. Die fortkommende Dumm⸗heit muß noch irgend eine Hülfe, einen Stab gewinnen, der sie stützt, damit sie nicht über die eignen Beine falle. Wo nicht Geld, doch Geburt, oder mächtige Verwandte, eine Gestalt, die em⸗pfiehlt, ohne daß man wisse warum, oder eine mehr als gewöhnliche Dummdreistigkeit.

Dergleichen Eigenschaften helfen Christen leicht fort, Juden hingegen nicht, das einzige Geld aus⸗genommen, welches man einem dummen Juden aber auch ablocken dürfte. Was nützte ihm Ge⸗burt? Möchte er beweisen können, in gerader Linie von Josua oder Saul zu stammen, wer früge danach? Mächtige jüdische Verwandte be⸗kümmern sich um keinen Tropf von Vetter. Sey er auch schön, jüdische reiche Mädchen wollen mehr. Dummdreistigkeit vermöchte etwas hie und da, Bedeutendes aber auch nicht.

So ist denn zu behaupten: daß ein Jude nicht durch seine Dummheit fortkommen kann, ihm thut die Weisheit Noth, und mehr als Erdensöhnen, die westphälische Schinken und jauersche Wurst speisen.

Salomon nennt sich der Mann, dessen Stelzekraft hier beschrieben werden soll. Es versteht sich, daß er in seinem Namen die gewichtigste Aufforderung hatte, weise zu seyn, und zeitig schon als Knabe, dünkte ihm, hörte er von dem weisen Salomon reden, er sey gemeint. Aeußerte er sich dessen, wurde freilich oft über ihn gelacht, und ihm bedeutet: man habe den König Israels verstanden. Das verdroß seinen jüngeren Namensvetter, welcher nun dachte: Sollt' ich denn nicht auch so gut weise seyn können, als der?

Dem Gedanken folgte ein Entschluß, sich darum zu bemühen, und Salomon verfolgte ihn mit Ausdauer.

Früh starben ihm die Eltern, ließen zwar einiges Vermögen, doch auch mehrere Söhne nach. Salomon kam zu einem Oheim, der in einer mittelmäßigen, doch durch Handel nahrhaften, Stadt wohnte. Seine Geschäfte waren nicht bestimmt. Er hatte einst eine Fabrik von Baumwollenzeugen gestiftet, doch bei ihrem Untergang den Gläubigern nur Vierzig vom Hundert zahlen können. Einen Bankrottirerprozeß hatten sie nicht

erheben wollen, denn Leiser — so nannte sich der Oheim — war über die Gränze gegangen, hatte beweglich an sie geschrieben, ihnen dargethan: wie er durch böse Menschen häufig betrogen worden, und ihm die Zeitläufte so entgegen gewirkt hätten, daß er, neben allem Fleiß und der eingeschränktesten Sparsamkeit im Hauswesen, nothwendig doch hätte in den Abgrund gerathen müssen. Die Gläubiger hatten gefürchtet: ein Rechtshandel würde nur schwere Kosten noch hinnehmen, und ihnen dann um so weniger bleiben, waren also den angebotenen Vertrag eingegangen.

Leiser kam sodann zurück, nannte sich einen ruinirten Mann, der es um so mehr sey, weil er aus zu großer Ehrlichkeit den Gläubigern Alles hingegeben habe, miethete eine sehr kleine Wohnung, und lebte ungemein karg.

Er sagte, es würde nun kein Mittel für ihn geben, sein Daseyn zu fristen, als daß er etwa für Andere sogenannte Commissionen besorgte, deshalb mühte er sich auch hie und da, Aufträge zum Einhandeln, Veräußern kleiner Gegenstände zu überkommen.

Nach Jahr und Tag schien es demungeachtet, Leiser müsse bedeutendes Vertrauen gewonnen haben, und der Geschäftsträger reicher Leute seyn. Denn er besuchte Waarenversteigerungen, wo er nicht selten um Tausende erstand, und an-

derweitig die Sachen wieder mit namhaftem Vortheil absetzte. Es geschieht, sagte er, für Kapitalisten, die nicht genannt seyn wollen.

Auch wandten sich junge Männer, die Geld bedurften, an ihn. Er untersuchte dann, ob etwa nach erlangter Volljährigkeit, oder sonst Heimzahlung sich absehen ließe, und konnte man da einige gute Hoffnung schöpfen, verhieß er mit einem seiner Kapitalisten Rücksprache zu nehmen. Jene hatten dann allen Grund, über den schreienden Wuchersinn dieser Ungenannten zu klagen, und Leiser pflichtete ihnen bei, daß es hartherzige gewissenlose Menschen wären, betheuerte jedoch mit hohen Schwüren, daß er selbst nur ganz Geringes, kaum das Salz auf dem Brote dabei verdiene.

Seine dürftige Kleidung und Lebensweise schienen das zu bestätigen, und sollte er Abgaben entrichten, kostete es oft eine dreimalige gerichtliche Exekution, ehe von ihm ein Heller zu erlangen stand.

Zu diesem Oheim kam nun unser Salomon, indem aus seinem Vermögen jenem ein Kostgeld für ihn ausgesetzt war. Der Jüngling fand hier nichts weniger als angenehme Tage. Er mußte den ganzen Tag Waarenpacken tragen, oder sonst sich verschicken lassen, im Hauswesen allerhand Dienstleistungen vollziehn, die Küche war schmal,

und es gab der verdrießlichen Klagen über schlechte Zeit und Mangel an Nahrung täglich genug zu hören.

Dies Alles gefiel dem Neffen gar nicht, indessen sagte er sich: Ich bin ja der weise Salomon, muß schon darin mich schicken, es wird wohl einmal besser werden. Er gab daneben auf seines Oheims Verfahren im Handel und Wandel so genau Acht, als dieser — meistens sehr versteckt und geheimnißvoll — es nur zuließ. Bald starb die Frau seines Oheims, und nun mußte Salomon sogar kochen, wobei es nicht einmal einige Marktpfennige zu gewinnen gab, weil der Alte viel zu scharf nachrechnete.

Wie Salomon etliche Jahre sich hier aufgehalten hatte, fing er auch an, über die Weisheit des Oheims seine Betrachtungen zu machen. Er hatte zeither dessen Worten immer geglaubt, konnte aber nicht umhin, sie jetzt oft zu bezweifeln. Er sah, daß Leiser an manchen Waaren so namhaft gewann, hörte immer, die Geschäfte würden für Andere vollzogen, bemerkte hingegen nie, daß solche Andere sich einfänden, oder daß ihnen Geld übermacht würde. Einige solche Verbindungen unterhielt Jener zwar, doch waren sie unbedeutend, und schienen nur zum Schein unterhalten. Dies öffnete des weisen Jünglings Augen in etwas, und er urtheilte: seines

Oheims ehemaliger Bankrott könne auch wohl auf dem Grunde einer tiefen Weisheit geruht haben.

Nicht lange darauf entspann sich ein Krieg, dessen Schauplatz näher zu kommen drohte. Leiser zeigte sich darüber höchlich bestürzt, und erklärte, daß er nichts mehr fürchte, als einen Krieg in der Nähe. Salomon wandte ein: man habe doch erlebt, daß manche Israeliten in Kriegszeit gerade am meisten gewonnen hätten. Das sind immer nur Einige, versetzte der Oheim, für die Meisten ist der Krieg Noth und Plage, und ich bin schon zu alt, um mich so herum zu tummeln, wie es erforderlich ist, wenn man im Kriege etwas verdienen will. Gefahren bleibt man dabei ohnehin immer noch blosgestellt, und ich fahre nicht einmal auf einem Kahn, weil das Wasser keine Balken hat.

Leiser eilte jetzt auch, alle seine vorräthige Waaren loszuschlagen, mit geringem Vortheil, sogar hie und da mit Schaden, und als ihm Salomon deshalb Erinnerungen machte, entgegnete er: In zwei Monaten kann das Alles um funfzig Prozent im Preise gefallen seyn. Besser ein kleiner Verlust, als ein großer, und ich habe den Auftrag so von meinen Kapitalisten.

Je weiter die Feinde vorrückten, je mehr Angst und Sorge kamen über den Oheim. Er trieb

alle noch ausstehenden Schulden mit dem größten Eifer ein, und ließ sich Abzüge gefallen, um nur Geld habhaft zu werden. In kurzem, sagte er, würden die Schuldner gar nicht mehr zahlen können, besser etwas, als nichts, und meine Aufträge lauten so.

Der Neffe wurde jetzt viel aus dem Hause geschickt, und oft aus unerheblichen Gründen. Da schlich er denn bisweilen zurück in den Hof, lauerte auf, und nahm wahr, daß sich der Alte viel in dem kleinen Keller zu schaffen machte, der zu seiner Wohnung gehörte. Und bald darauf ließ er Holz fahren, da es, wie er sagte, nächstens gar theuer werden könne, und den Keller ganz damit vollpacken. In der Küche ging es nunmehr so zu, als ob man den andern Tag zu verhungern besorgte.

Der weise Salomon dachte: Gewiß hat der Alte Geld, und daß er es zusammengebracht hat, war Weisheit; aber unweise ist's doch, zu hungern. Kann ich einmal, will ich so weise seyn, Geld zu erwerben, aber auch so weise, mir gutes Essen und Trinken schmecken zu lassen.

Wenige Zeit danach ging eine Schlacht verloren, in welcher die Feinde siegten. Einem reißenden Strom ähnlich, wälzten sie nun sich ins Land, und hauseten übel darin. Salomons Oheim gerieth in ein Schrecken ohne Gleichen, weil er

fürchtete, sie würden die Stadt plündern. Dies geschah aber nur an kleineren Orten, und auf dem platten Lande, hier aber sandte ihnen die Obrigkeit Abgeordnete entgegen, die versprechen mußten, was sie verlangten, und so zog der Gegner — welcher den beträchtlichen Ort im Allgemeinen besser zu nutzen dachte — friedlich ein, und hielt eine ziemliche Mannszucht. Leisern hatte demungeachtet eine Furcht aufs Krankenbett geworfen, und der Gedanke an die Einquartierungen und hohen Abgaben, die nothwendig erfolgen würden, machte sein Uebel ärger, so daß er platterdings nicht vom Lager aufstehen konnte.

Salomon eilte ans Thor, die Feinde einziehen zu sehen. Er war überhaupt neugierig, und dachte: je mehr man sieht, je mehr Weisheit kann man davon ernten.

Weil die fremden Soldaten nun in der Umgegend viel geraubt, und aus manchen Kirchen und Klöstern Kostbarkeiten entwandt hatten, gab es viel mit ihnen zu wechseln und zu handeln. Mancher Grenadier trug den halben Tornister voll Silbermünze, und weil er eine solche Last nicht weit schleppen konnte, suchte er sie in Goldstücke zu verwandeln. Man bot Juwelen, Silberzeug, Uhren, Stoffe, geraubtes Vieh und andere Gegenstände zu Kauf. Jeder wollte aber

Gold in Zahlung, um nicht schwere Münzen fortbringen zu dürfen.

Salomons Glaubensbrüder stürzten allenthalben zu, und wetteiferten in Betriebsamkeit, den günstigen Augenblick zu nützen. Hier gewann einer hohes Aufgeld an Pistolen oder Dukaten, dort handelte ein Anderer treffliche Pretiosen um einen Spottpreis ein. Das Getümmel auf dem Markt und in den von Soldaten besuchten Schenken war unbeschreiblich.

Salomon hätte vor Unmuth vergehen mögen, daß er kein baar Geld besaß, um hier ähnliche ergiebige Geschäfte zu machen. Jeder Israelit, der, Triumph im Gesicht, an ihm vorüberlief, gab ihm gleichsam einen Dolchstich ins Herz. Demungeachtet mußte er den Vortheil der anderen unthätig sehn, denn ohne Geld ist weder zu wechseln, noch zu kaufen. Er hätte vor Neid und Zorn sich ein Leid anthun mögen. Dies würde aber keine Weisheit offenbart haben, und so unterließ er es dann, sann dagegen mit aller Anstrengung nach: ob er, der weise Salomon, nicht auch hier ein Mittel sollte finden können, an dem Gewinn der Uebrigen Theil zu nehmen.

Er eilte nach Hause. Der Oheim war an diesem Tage äußerst krank geworden, das Waffengeräusch draußen hatte einen so peinlichen Ein-

fluß auf seinen Zustand gehabt. Wie er auch alle Kosten scheute, hatte er doch eine jüdische Krankenwärterin zu sich rufen lassen, denn Salomo stellte sich, wenn er ihm Handreichungen thun sollte, aus Weisheit ungeschickt, und erhob Getöse und Lärmen. Er dachte: betrage ich mich nach Wunsch, muß ich ganze Nächte bei dem Alten aufbleiben.

Jetzt war Leiser eingeschlafen, wie es schien sehr tief, aus vorangegangener Ermattung. Salomon schlich leise auf den Zehen, sandte aber — von einem weisen Gedanken ergriffen — die Wärterin zu einem Gang aus. Der Oheim pflegte seine Beinkleider unter das Kopfpolster zu stecken. Sie enthielten ein Bund Schlüssel, wie Jener wußte, ohne die Bestimmung der Schlüssel alle zu kennen. Behutsam faßte er unter das Kissen, und brachte die Schlüssel, ohne den Eingeschlafenen dabei zu wecken, glücklich heraus.

Als die Krankenwärterin zurückgekommen war, schlich Salomon hinab in den Keller, sein weiser Genius hatte ihm Ahnungen eingegeben. Da war der ganze Fußboden jedoch mit Holz bepackt. Salomon ließ sich aber keine Mühe verdrießen, schaffte hinaus, legte bei Seite, bis ein Raum leer war. Da er sich mit einem Grabscheit versehen hatte, fing er an, in die Erde zu wühlen.

Er fand hier nichts, machte einen zweiten Raum leer. Diesmal hatten ihn seine weisen Vermuthungen nicht betrogen. Er gelangte in der Tiefe an eine große Kiste, die aber zu schwer war, um sie allein hervorzubringen. Dem Oheim waren kürzlich bedeutende Summen in Silbermünzen eingekommen. Vermuthlich enthielt sie die Kiste, zu Salomons Absicht konnten sie hingegen nichts nützen. Er forschte weiter, und nicht umsonst. Denn er traf auf eine in viele Matten gewundene kleinere Chatulle. Sie war mit Eisen belegt, folglich auch von ziemlichem Gewicht, doch langten Salomons Kräfte und weiser Thatendrang aus, sich ihrer zur näheren Ansicht zu bemächtigen.

Man würde ihm die größte Ungerechtigkeit anthun, dafern man behauptete: er habe hier etwas entwenden wollen. Dazu dachte er, der Folgen halber, zu weise.

Indem aber das Bund auch den Schlüssel zur Chatulle enthielt, öffnete er sie. Da lagen, vorsichtig in Wachstaffent gehüllt, um sie vor Nässe zu schirmen, Kapitalpapiere von nicht geringem Werth, und in einem Beutel tausend holländische und ungarische Dukaten. Sie waren die Bestätigung seines Ahnungsvermögens.

Es ließ sich bei dem hinfälligen Zustande des Oheims absehn, daß er noch in mancher

Woche nicht in den Keller würde steigen können. Salomon nahm also jene Dukaten, scharrte alles sonst wieder ein, und bemühte sich, die vorige Ordnung im Keller möglichst wieder herzustellen.

Nun eilte Salomon zurück auf den Markt, oder wo sonst handelslustige Feinde zu treffen waren. Die starke Nachfrage um Gold hatte dies Metall in der Stadt nun schon so vermindert, daß es bei den Kaufleuten und Wechslern fast gänzlich ausgegangen war. Man bot schon vier bis fünf Thaler für einen Dukaten, und so verhältnißmäßig für andere Goldstücke. Jetzt ließen die Israeliten, die vor einigen Stunden jubelten, nur verdrießliche Mienen, und Hände, welche hinter den Ohren kratzten, sehn. Denn wer sich gefreut hatte, an seinen Dukaten zwanzig bis dreißig vom Hundert zu gewinnen, wehklagte nun, daß er sie nicht bis jetzt aufbewahrt hätte, wo man funfzig oder sechszig daran verdienen könne. Einige Wechselhäuser schickten nach andern Handelsplätzen Eilboten, um Summen in Gold sich übermachen zu lassen.

Jeder wird glauben, daß Salomon kein müssiger Zuschauer der Dinge blieb. Er fing nun an zu wechseln, trug nach Hause, kam wieder, und so fort. Es langten am Abend noch zwei Regimenter an, die morgen weiter sollten, mithin gepreßt waren ihre Geldangelegenheiten

zu ordnen. In den Schenken, wo sich zum Theil unwissende, zum Theil halb trunkene Grenadiere, Husaren, Dragoner u. s. w. befanden, schloß Salomon die einträglichsten Geschäfte ab. Er setzte ihnen den Werth ihrer verschiedenen, ihnen oft nicht bekannten Silbermünzen herab, und gab bei manchen sogar seine Dukaten für Pistolen aus. Gegen die Nacht war er mit seinen Verwechslungen zu Stande gekommen, und hatte für seine Tausend Dukaten mehr als Fünftausend Thaler Konventionsgeld. Dies war ein segensvoller Tag. Salomon wußte nicht, ob er träumte, als er auf seinem Kämmerchen den reichen Schatz ansah. Nein, sagte er zu sich, es ist kein Traum, ich sehe aber, daß ich wirklich der weise Salomon bin.

Er hatte auch weislich nicht unterlassen, die Schlüssel wieder an ihren Ort zu bringen, und es war ihm abermal unvermerkt gelungen. Kein Wunder, denn ob das Glück schon den Weisen gemeiniglich nicht hold zu seyn pflegt, macht es bei gewissen Weisen doch, wie bei den Tapfern, oft eine Ausnahme.

Der Oheim blieb in der That mehrere Wochen krank. Unterdessen waren die meisten Feinde, bis auf eine geringe Besatzung, abgezogen. Die Wege und Posten genossen Sicherheit. Alle Geldhändler suchten Gold aus der Fremde her-

beizuschaffen, meinend: die Gelegenheit, es so trefflich unterzubringen, würde lange bleiben.

Darin täuschten sie sich. Nach den ersten Ausschweifungen, beim Einfall in das Land, waren die Feinde, ihrer selbst willen, genöthigt, mit Strenge auf Schonung derjenigen zu halten, auf deren Kosten sie leben wollten; es erschienen folglich keine Plünderer mehr, mit denen sich durch Goldstücke, mit Gewinn, verkehren ließ. Anderweitige Handelsgeschäfte stockten vor der Hand, und so besaßen die Wechsler in kurzem mehr Gold, als ihnen frommte, und der Silberumlauf hatte dagegen mehr Lebhaftigkeit, der Einquartierungen willen. Pistolen und Dukaten sanken mithin, und standen nach einigen Wochen nicht allein im alten Cours, sondern noch darunter. Salomon hatte Ruhe genug, vor dem Oheim diesen Zeitpunkt abzuwarten; tauschte nun wieder Dukaten ein, bemächtigte sich in nächtlicher Weile noch einmal der Schlüssel, und brachte jene wieder an Ort und Stelle. Mehr als Zweitausend Thaler blieben sein Gewinn, die er theils in vortheilhaften Kauf von Waaren, theils in Darlehnen an sichere Einwohner, die für den Augenblick nur in Geldmangel versetzt waren, anlegte, und sich Verschreibungen nach Art seines Oheims ausstellen ließ. So hatte seine Baar=

schaft nach etlichen Monaten sich schon in Dreitausend Thaler verwandelt.

Leisers Krankheit dehnte sich noch immer aus, die Gemüthsbewegungen trugen viel dazu bei. Ihm kam zu Ohren, daß viele Israeliten, die bei Ankunft der Feinde Pistolen- und Dukaten gehabt, damit so trefflich verdient hätten; er hingegen, war leider in den Tagen des reichen Gewinns nicht von dem Zustand der Dinge unterrichtet, auch nicht vermögend gewesen, seine Goldfüchse aus ihrem Dunkel hervorzuholen, um Beute damit zu erjagen. Ursache genug, daß seine Genesung noch immer keinen Fortgang hatte.

Endlich kam er doch so weit, an einem Stock im Hause umher wandeln zu können. In den Keller hatte Niemand gedurft, und Salomon das im Hause nöthige Brennholz von einem anderweitigen kleinen Vorrath nehmen müssen, indem nur auf einen Nothfall der größere bleiben sollte. Wie es jedoch Leisers Kräften möglich wurde, begab er sich hinab in das unterirdische Verließ, um das während der Krankheit sein Herz stets unruhig klopfte. Ein Geizhals merkt alle Zeichen sich genau. Wie sorgfältig auch der Neffe gewesen war, das Holz wieder so aufzupacken, als er es gefunden hatte, sah der Oheim doch mit einem Blick, hier müsse eine

fremde Hand gewesen seyn, und fiel darüber in eine Ohnmacht. Nachdem sie geendet war, bot er seine matten Kräfte, unter Strömen von Angstschweiß, zum Wegräumen und Nachscharren auf. Er athmete wieder, als er demungeachtet seine Kisten und ihren Inhalt noch fand. Letztern jedoch untersuchend, bemerkte er, dies wären nicht seine alten Dukaten, er gewahrte nemlich bessere. Leiser hatte die Gewohnheit, allen Dukaten, welche durch seine Hände gingen, mit einer kleinen scharfen Feile einige Striche zu geben, und bei einer namhaften Zahl summte der Werth des Feilstaubs sich dann schon einigermaßen auf. Es ist auch zu vermuthen, daß Leiser, wenn er mit den Feinden ein Wechselgeschäft hätte treiben können, sein Instrument vorher noch ein Zweitesmal, und recht derb würde angesetzt haben, urtheilend: die Soldaten möchten schwerlich eine Goldwage im Tornister führen.

Die jetzt vorgefundenen Holländer und Kremnitzer zeigten dagegen keine Wundennarben, der Rand war unversehrt. Auf der einen Seite eine freudige Entdeckung, anf der andern litt es aber auch keinen Zweifel, das Heiligthum müsse von einem Ungeweihten berührt worden seyn. Und auf wen ließ sich da schließen, als auf Salomon?

Leiser wankte nach dessen Kammer, fand ihn

dort, nahm den Stab, woran er sich stützte, und schlug unbarmherzig auf den Neffen los.

Dieser schrie jammervoll, und fragte, warum ihn der Oheim mißhandle.

Du bist mir bei meinem Gelde gewesen, entgegnete Leiser, wollt ich sagen, bei dem Gelde, das ich von Kapitalisten in Verwahrung habe.

Salomon stritt, und schwur hoch und theuer: das sey nicht wahr.

Der Stab sank mit so härteren Berührungen auf ihn. Salomon, jung und stark, hätte leicht die Unbill abwehren, ja dem Oheim doppelt zurückgeben können, was er ihm zumaß, er war jedoch der weise Salomon. Leiser hatte keine Kinder. Salomon und seine Brüder erbten wahrscheinlich einst von ihm, und wenn er sich in vorzüglicher Gunst erhielt, ward er auch wohl vorzüglich bedacht. Aus diesem weisen Grunde hatte er mit Speise und Trank vorlieb genommen, deren Werth das, dem Oheim für ihn gezahlte Kostgeld, nicht zum vierten Theil erreichte, einer Küchenmagd Dienste gethan, und sich früh und spät plagen lassen. Die nehmliche Rücksicht machte auch, daß er dem über ihn wüthenden Zorn eine eisenfeste Geduld entgegen setzte, und nur durch Bitten und Schreien ihn zu entwaffnen suchte.

Endlich mußte der Arm des schwachen Oheims,

doch ermüden. Keuchend setzte er sich auf einen Stuhl, und fing wieder an: Nun sage, warum habe ich dich geschlagen, warum? Der Neffe entgegnete: Mags geschehn seyn, warum es will, so hab' ich's doch unschuldig gelitten.

Leiser versetzte: Weil du mir im Keller nachgegraben hast, weil du mir bei dem Golde gewesen bist, darum nicht, da verdiente ich Schläge, daß ich mich nicht besser vorgesehen habe. Du hast nach Dukaten gesucht, hast wollen damit verdienen, hast welche gefunden, hast damit verdient, nun da hast du es gescheut gemacht, gescheuter als ich, weil ich das Geld nicht verwahrt habe, aber, was hast du noch gethan? du willst doch der weise Salomon seyn, der dumme Salomon bist du. Befeilen hättest du die Dukaten müssen; die alten hatten solche Leute unter den Händen gehabt, die jeden um ein Aß leichter machen, da hätte ich doch so leicht nichts gemerkt, und du konntest noch Tausend Aß Gold mehr verdienen. Weil du so dumm gewesen bist, darum, darum hat dich mein Stecken und Stab getröstet.

Salomon ärgerte sich innerlich, seine Aufmerksamkeit nicht auf diesen Gegenstand gerichtet zu haben, doch ließ er sich das nicht merken, und blieb darauf stehn: die Mißhandlungen hätten ihn unverschuldet getroffen.

Du hast aber doch heute Geld gezählt, hub der Oheim wieder an, viel Geld, ich seh es an deiner Hand, die noch schwarz ist. Wie kömmst du zu Geld? Salomon zeigte die Hand vor. Sie war schon wieder gewaschen. Der Neffe sagte mit einem edlen Stolz: Wenn euer Gewissen so rein wäre, als meine Hand, wärt ihr ein armer Teufel.

Ein klug Wort, ein gescheut Wort, entgegnete Leiser, was wahr ist, soll man gestehn. Nun, ich sehe überhaupt, daß du ein Bursch bist, der Verstand hat, du bist auch herangewachsen, ich will dich künftig besser halten, du sollst mir in den Geschäften beistehn, wir wollen Compagnie machen, du sollst zehn Prozent von Allem haben, was ich verdiene. Sage mir aber auch ehrlich, was hast du mit den Dukaten von meinen Kapitalisten verdient? Salomon urtheilte: dies wäre nichts, als eine Falle, und er wollte keine Maus seyn, die sich fangen ließe. Er gab zur Antwort: Nicht einen Pfennig von euren Kapitalisten habe ich angerührt, vielweniger Tausend Stück Dukaten.

So, rief Leiser, so? Ei, schließe mir doch einmal dein Koffertchen auf. Salomon fragte: was er darin sehn wollte? es sey nichts darin,

wie sein Taleth und Tefilim *), die Wäsche und dergl.

Schließ mir auf, befahl der Oheim. Es geschah. Im Koffer war auch nicht das Geringste zu sehn, als was der Neffe gesagt hatte.

Hm — das hätte ich mir auch wohl denken können, sagte Leiser. So dumm wirst du nicht seyn, dein Geld hieher zu legen.

Er suchte auch im Bettstroh, fand aber nichts. Salomon hatte weise vorbedacht, es könne dem Oheim einfallen, nachzusuchen. Er hatte überdem schon von Leuten, die bei ihm zu thun hatten, erfahren: Salomon habe gewechselt, Einkäufe gemacht, und gienge an die Börse.

Hierauf fußte nun der Oheim, und wollte wissen: durch welche Mittel Salomon dieses bewerkstelligt habe?

Der junge Mensch konnte hier nicht streiten, weil darüber sich Zeugen aufrufen ließen. Er antwortete hingegen: Dies wären Geschäfte in Auftrag für Kapitalisten.

Welche Kapitalisten sind das? fragte Leiser.

Ich darf sie nicht nennen, lautete die Antwort. Ihr verschweigt die Eurigen ja auch.

So konnte Einer mit dem Anderen nichts

---

*) Gebetsinstrumente, wie es bei den Catholischen Christen der Rosenkranz ist.

ausrichten, und das Ende blieb, daß der schlaue Oheim zugestehn mußte: sein Neffe wäre auch nicht auf den Kopf gefallen.

Er ging in seine Stube zurück, that, als ob von den neuen Gemüthsbewegungen er ungemein wieder angegriffen wäre, und die Krankheit nun heftiger als je zurückkehrte. Salomon mußte Thee bereiten, das fruchtete aber nicht, und jetzt sollte er den Arzt holen. Er wollte nicht gern aus dem Hause, redete dem Alten zu: es würde nichts zu bedeuten haben. Dieser blieb mit schwacher Stimme auf dem Befehl stehn, und Salomon, nach genauer Besichtigung des Oheims überzeugt, es stände wirklich übel um ihn, eilte fort.

Es war gleichwohl nur Verstellung. Der Alte machte sich schnell wieder auf Salomons Kammer, um dort noch einmal Alles zu untersuchen. Es schien ihm, die eine Diele wäre nicht vollkommen so eingefügt. Mit einer Zange hob er die Nägel heraus, nun war es unter dem Fußboden hohl gemacht, mehrere Uhren, andere Kostbarkeiten, Papiere, einiges baares Geld, Alles auf Zweitausend Thaler an Werth, lagen dort verwahrt. Leiser bemächtigte sich dessen insgesamt, nagelte das Brett wieder an, und kehrte nach seiner Stube zurück.

Salomon erschien mit dem Arzt, nun hatte

es

es sich jedoch mit dem Kranken ziemlich gebessert. Der Neffe ward bleich vor Schrecken, da ihm nichts Gutes ahnte, und der Arzt ging bald von dannen.

So bald als möglich, eilte der Neffe auch nach seiner Kammer, sah gleich, daß fremde Hände waren bei der Diele gewesen, öffnete, und fand ein leeres Nest.

Mit Heulen, Fluchen und gesträubtem Haar kam er zum Oheim, und rief: er habe seinen Kapitalisten das Ihrige genommen.

Der Oheim sagte mit Lachen: Von dem, was deinen Kapitalisten gehört, habe ich keinen Pfennig berührt, was du aber mit meinem Gelde verdient hast, gehört mir, und du wirst keinen Heller zurück bekommen.

Das wollen wir sehn, rief Jener, ich werde meine Committenten holen, und Ihr sollt einen verdammten Prozeß zu führen haben.

Er stürzte hinaus, des Willens, einige von seinen Bekannten zu rufen, die sich für die Eigenthümer des Gefundenen ausgeben sollten. Er schlug sich wüthend vor den Kopf, bei dem Gedanken: daß er der weise Salomon wäre, und doch nicht mehr Weisheit, in Verbergung seines Eigenthums, gezeigt habe, da sich doch wohl hätte voraussehn lassen: ein so verschmitzter Durchtriebener würde leicht an den Fußboden denken.

Warum ging ich nicht vors Thor, in den Wald, dachte er, vergrub es, versenkte es in ein tiefes Wasser, in ein verpichtes Kästchen, wie das, worin Moses gelegen hat!

Es war jedoch geschehn und versehn, und der Schatz hätte am Ende auch draußen können entdeckt werden. Salomons Weisheit überlegte nun: ob es auch wohl zum Zweck führen könne, wenn er Scheineigenthümer brächte. Der Alte würde Beweise fordern, und sie müßten mehr als Schein seyn. Vor Gericht ließen sich verzweifelte Weitläuftigkeiten erwarten. Da mußte Salomon beweisen: in der That unter dem Fußboden werthhaltige Gegenstände verborgen gehabt, den Oheim überführen: sie weggenommen zu haben. Es ließ sich nicht erwarten: Leiser werde auch öffentlich bekennen, was er ihm unter vier Augen eingestehe. Und es gänzlich mit ihm zu verderben, empfahl die Weisheit auch nicht, denn lange konnte er es doch nicht mehr machen.

Wie Schreckenvoll heftig Salomons Leidenschaften auch aufgeregt waren, so daß er genau die Empfindung eines am hitzigen Fieber Leidenden hatte, so muß ihm doch nachgerühmt seyn: daß sie endlich Weisheit zügelte, ein Verdienst, das Christen viel seltner als Juden erwerben. Er sagte sich: Mit List muß ich das Meinige wieder zu bekommen trachten, mit Gewalt, steht

es zu sehr dahin. Seine Weisheit fügte hinzu: er müsse jetzt mit aller Kraft seines Verstandes auf einen Plan denken, welcher dazu geeignet sey, diese Zweitausend Thaler wieder in seine Hände zu spielen. Vor der Hand ging er nach Hause, grollte und that böse mit dem Oheim, verhielt sonst sich scheinbar ruhig.

Der Grund, weshalb Leiser jedoch nur Zweitausend Thaler gefunden, war, daß Salomon früher schon Tausend in einem andern Entwurf auf Gewinn angelegt hatte. Einige feindliche Regimenter in der Stadt und Umgegend verlangten neue Uniform auf Kosten der Provinz, requirirten sie, nach dem Kunstausdruck. Die Landstände mußten für die Bezahlung haften, während ein feindlicher Commissär in der Stadt sich nach Lieferanten umsah, die zeitig alles besorgen konnten. Wohl meldeten sich christliche und israelitische Kaufleute bei ihm, gingen aber wieder heim, ohne das Geschäft übernommen zu haben. Denn ohne Hehl sagte der Commissionär: daß ihm von der Betragsumme zwanzig vom Hundert entrichtet werden müßten, und die vorgezeigten Proben von Tuch, von Schuhen und andern geforderten Sachen, waren von einer solchen Güte, daß sie, mit dem genau bedungenen Preis zusammengehalten, nur ein ziemlich spärlicher Vortheil davon sich hätte absehn lassen, em-

pfindlicher Schade im eignen Beutel aber, wenn man dem Commissär noch hätte seine unverschämte Zumuthung erfüllen wollen.

Salomon hörte von dem Allen, wußte aber auch, daß anderer Orten sich demungeachtet Lieferanten gefunden und Reichthum bei solchen Unternehmungen gesammelt hätten. Seine Weisheit machte ihm nicht gleich klar, wie das müsse zugegangen seyn, doch beschloß er, sich zu dem Mann zu begeben, und einen Versuch zu machen: ob er nicht weiser heimkehren würde, als er hingegangen sey.

Der Kommissär nannte ihm, wie den früheren Bewerbern, alle Bedingungen. Salomon überschlug, rechnete, zerbrach sich den Kopf, sagte aber: Fünf Regimenter brauchen Uniformen, und die sollen geliefert werden. Nun sind die Soldaten aber doch in Schlachten und Scharmützeln gewesen, und Viele in den Spitälern gestorben. Was todt ist, braucht doch nicht Kleider, nicht Schuhe mehr. Nun freilich, sagte der Kommissär lachend. Ein Regiment besteht aus Dreitausend Mann, gar wohl ist jedoch anzunehmen, daß Tausend an jedem fehlen, da sie nicht einmal vollzählig waren, da sie ins Feld rückten. Wohlan, sagte nun der junge Israelit, werden Sie mich für Dreitausend Uniformen quittiren, wenn ich Zweitausend bringe, will ich lie-

fern, und die zwanzig Prozent entrichten. Nun ja, antwortete jener, weil der Herr aber so gescheut ist, kann es unter fünfundzwanzig nicht abgehn. Salomon willigte auch das ein, und zeichnete, nachdem er sich von allen Umständen weiter noch unterrichtet hatte, kühn einen Vertrag.

Weisheit mußte nun vollenden, was Unternehmungsgeist begonnen hatte. Freilich gehörten zu einer solchen Lieferung bedeutende Auslagen. Salomon hatte aber in dem Vertrag zugestanden erhalten: daß, wie er Tausend Uniformen lieferte, er auch Zahlung dafür empfangen solle. Es kam also nur darauf an, das erste Tausend herbeizuschaffen. Und dies machte Salomons Weisheit möglich, indem er nur Tausend Thaler Angeld in den Kauf von Tuch, Leder und Leinwand steckte. Denn, indem er schon so manche Geschäfte trieb, hatte er einigen Kredit gewonnen, und der vorgezeigte Kontrakt begründete ihm neuen. Gute Worte sparte er auch nicht, und ein weiser König hat schon gesagt: Ein gut Wort, mit dem Hut in der Hand, kann viel ausrichten.

Die Schneider und Schuster erhielten auch nur ein Weniges, bis er abgeliefert hatte, und er setzte das Zugesagte, obschon mit harter Mühe durch. Noch heisser ward ihm beim zweiten Tausend, doch fand er auch da noch Rath, und

als er nun über Dreitausend bescheinigt wurde, konnte Salomon frohlocken. Das Bureau der Landschaft hatte ihm nun, laut Anweisung des feindlichen Kommissärs, Dreitausend Uniformen bezahlt, er hingegen nur Zweitausend anfertigen lassen. So konnte er, troß seiner Abgabe, trefflich bestehn, und getrost fortfahren. Außer dem Kommissär gab es noch einige feindliche Militärpersonen, beauftragt: die Güte der Lieferungsvorwürfe zu untersuchen. Salomon gewahrte nicht allein, daß sie nur im Anfang der Besichtigungen eifrig, sondern, auch zufriedner waren, wenn man sie über dem Geschäft mit starken Getränken bewirthete, alles Dinge, die man nicht übersieht, wenn man weise ist.

Der neue Lieferant sorgte künftig also nur: daß die ersten Dutzende vorgewiesener Gegenstände ein probemäßiges Ansehn hatten, dann lief Mittelgut und sehr schlechtes Gut darein. Besser kaufte Salomon den Wein für die Beschauer, und trank ihnen so fleißig zu, daß ihnen das richtige Schauen bald verging, und ließ ihnen auch ein Paar Goldstücke in die Hand gleiten.

Bei dem schlechten Gut hatte Salomon den besten Vortheil. Elendes, verlegenes Tuch war dazu gekauft, den Handwerkern ihr Macherlohn über die Hälfte abgedungen, wofür sie auch mehr als halb so schlecht arbeiteten. Auch rissen den

Soldaten, welche dergleichen Uniformen erhielten, die Nähte in vierzehn Tagen, und eben so bald gingen die Sohlen der Schuhe entzwei. Der Kommissär aber, der wohl ein Auge zudrückte, das andere hingegen offen behielt, erklärte unserm Salomon: Weil er es denn so ungemein klug mache, könne er auch dreißig vom Hundert geben.

Nach Verlauf einiger Monate war die Lieferung für die fünf Regimenter geschehn. Auf den Mann wurde für Rock, Weste, Pantalon und Schuhe, zehn Thaler bezahlt, was auf Funfzehntausend die hohe Summe von Hundertundfunfzigtausend Thaler machte. Fünftausend Uniformen waren jedoch nicht geliefert, mithin Funfzigtausend rein daran gewonnen. An den übrigen stieg der Vortheil auf Dreißigtausend Thaler, was die schlechten Zeuge und Arbeit möglich gemacht hatten. Salomon mußte nun dreißig Prozent, oder Fünfundvierzigtausend Thaler abgeben, so, daß der Kommissär noch bedeutend mehr als er gewann; doch blieben dem Lieferanten Fünfunddreißigtausend Thaler ein Vermögen, das schon jenes seines Oheims überstiegen haben würde, dafern man in baaren Summen gezahlt hätte. So aber besaß das Bureau der Landschaft nur Einigemal klingende Baarschaft, dann mußte sie in Papieren, auf ihren Kredit ausge-

stellt, die Anweisungen befriedigen. Ihre Scheine lauteten auf ein Vierteljahr, wo sie bezahlt werden sollten. Indem zeither diese Landschaft ihre Verbindlichkeiten immer pünktlich erfüllt hatte, zweifelte auch Niemand, das bestimmt ausgesprochene Wort diesmal gehalten zu sehn, um so mehr, als die Ernte nahe war, und die ohnehin so wichtigen Hülfsquellen der Grundeigenthümer vermehren mußte. In dem Fürstenthume war man zudem des Krieges und seiner Folgen nicht gewohnt, man hielt seine dermaligen üblen Erscheinungen blos vorübergehend, ließ den Glauben an Verbindungen, so nahmhafter, und auf unbewegliches, reiches Besitzthum gegründeter Art, nicht wanken. Indem aber Viele, die solche Scheine empfangen hatten, klingend Geld bedurften, und loszuschlagen eilten, verloren sie doch an der Börse nach und nach auf zehn Prozent, obwohl Jedermann auch voraus sagte: daß sie gegen den Zahlungstermin nothwendig zum Vollwerth empor steigen müßten, und man behauptete, daß Alle, welche sie dermalen kauften, einen sehr vortheilhaften Handel machten. Umlaufende Gerüchte, deren manche bald einen nahen Frieden, manche eine weit absehende Verlängerung des Krieges, ankündigten, wirkten denn auch auf den Preis dieser Scheine, so daß er an jedem Börsentag in etwas sich hob,

oder sank. Uebrigens widersprachen auch die ältesten, gescheutesten Kaufleute, welche die Börse dreißig Jahre besucht hatten, und sonst für Orakel der Handlung galten, einander in ihren Urtheilen über die gegenwärtigen Angelegenheiten, weil sie außer dem Bereich ihrer gesammelten Erfahrungen lagen. Dies machte denn auch wieder: daß bald eine sehr starke, spekulationstrunkne Nachfrage um Papiere, bald ein zurückhaltender Zweifel, und ein vielfaches Ausbieten derselben bestand. Was man in London das Treiben der Stockjobbers nennt, und an diesem Orte nie gekannt hatte, fing an sich zu regen.

Salomon hatte sich tief gekränkt, statt klingenden Geldes Papiere erhalten zu haben, die Verlust litten. Was er immer noch ansehnlich gewann, freute ihn nicht so, wie ihn der Schaden in Unmuth versetzte. Inzwischen sagte er sich doch: Ich bin ja der weise Salomon, und werde ja Mittel finden, den Schaden einzuholen.

Allerdings hatte sein Oheim gehört, daß Salomon bedeutende Lieferungs-Geschäfte übernommen hatte, auch ging Leiser nun wieder aus, und fand sich an der Börse ein. Er wollte seinem Neffen verbieten, ein Werk fortzusetzen, das er ohne seine Erlaubniß angefangen. Scheelsucht trieb ihn dazu, und Aerger, daß man am Ende sagen würde: das Ei sey klüger als die

Henne gewesen. Und konnte er nun schon nicht genau erachten, was der Neffe bei seiner Unternehmung gewänne, ließ sich doch überschlagen: daß es ein Ansehnliches seyn müsse.

Salomon kehrte sich an das Verbot gar nicht, und wandte ein, der Vertrag müsse erfüllt, die Kleidung für die Soldaten abgeliefert werden.

Leiser entgegnete: Er möchte das thun, aber wenigstens Gemeinschaft dabei mit seinem Oheim machen, der ihm ja nützlich mit Rath und That an die Hand gehen könne.

Indem Salomon dachte: er sey weise genug, fremden Rathes nicht mehr zu bedürfen, und würde sehr unweise handeln, seinen Vortheil halb zu schmälern, verwarf er den Antrag. Dies hatte Leiser freilich erwartet, sonst würde er das Verbot dem Antrag nicht haben vorangehn lassen. Er wüthete nun und rief: Was du verdienst, gehört mir ganz, mit meinem Gelde ist es erworben, denn du mußt noch mehr gehabt haben, als die Zweitausend Thaler unter der Diele. Sucht, rief Jener, ob ihr noch etwas dort findet. Er hatte jetzt andere Gewahrsame, außer Leisers Wohnung.

Nun führte der Alte die Sprache des Patrioten, und sagte: Wir leben hier in dem Lande, genießen Schutz, müssen es redlich mit seinem

Vortheil halten. Du bist aber ein Schelm, kleidest die Feinde des Landesherrn.

Salomon rief lachend: Wenn ich's nicht thäte, würde es Jemand anders thun, und ihr selbst gern, wenn ihr könntet. Uebrigens bin ich ein guter Patriot; die schlechten Kleider und Schuhe werden schon Krankheiten unter den Soldaten hervorbringen.

Dies war dem Oheim ein tiefer Stich ins innere Herz, weil schlechte Zeuge um so mehr gutes Geld bringen mußten. Er wollte im Zorn abermal den Stab, dessen er in seiner Krankheit sich bedient hatte, gegen Salomon brauchen. Dieser sagte jedoch: Die Zeiten sind vorbei, nahm ihm das Werkzeug weg, und zeigte eine Miene, die ein gemessenes Noli me tangere aussprach.

So enterbe ich dich, schrie Leiser, und ging zur Stelle zu den Aeltesten der Judenschaft, den widerspenstigen Neffen anzuklagen. Diese zuckten aber die Achseln, und bemerkten: Jeder suche in der Welt fortzukommen. Salomon empfing zwar auch einen Verweis durch sie, was sein Betragen jedoch nicht abänderte. Uebrigens ward er nunmehr volljährig, und zog aus dem Hause des Oheims weg.

Nun empfand Leiser um desto mehr Unwillen über den Neffen, der ein ganz anderes Leben

begann. Denn seinem einst beschlossenen Vorhaben treu: Geld zu erwerben, aber auch Freuden zu genießen, miethete er eine artige Wohnung, aß an Wirthstafeln, kleidete sich nett, besuchte Schauspiele und Konzerte; genug, er machte den Gentleman.

Leier schlug die Hände über den Kopf zusammen, solcher Verschwendung willen, und wo er den Neffen ansichtig wurde, rief er ihm zu: Ich enterbe dich! Salomon schien nicht darauf zu achten. Schien, in der That war es nicht so. Er achtete jeden Groschen, wie viel mehr ein Erbe. Es ziemt auch, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er seine Weisheit unter keinen Umständen aus den Augen verlor. Selbst, indem er ein Wohlleben umfing, sah er ein, daß es zugleich Gelegenheit herbeiführte: Bekanntschaften zu machen, die ihm nützlich seyn konnten. Er übte sich, Ton und Bildung der vornehmen Welt zu lernen, dann konnte er aber auch bei vornehmen Leuten gelten, und sie zu seinem Vortheil gebrauchen. Er bewirthete die feindlichen Großbeamten in der Stadt, und mit Glanz und Aufwand. Dies war kostspielig, erzeugte aber auch ein enges Vertrauen, und sie begünstigten ihn in anderweitigen vortheilhaften Unternehmungen.

Daneben sann der junge Mann auf nichts

so ernstlich, als wie er seine Papiere mit Vortheil anbringen könne. Und in der That zeigte er hier, wie viel doch auch Erden-Weisheit vermag. Salomon urtheilte nun, er müsse jetzt zehn Prozent an seinen Scheinen verlieren, und das wollte er nicht. Wenn sie jedoch um abermalige zehn Prozent sänken, und kämen dann späterhin wieder auf neunzig hinauf, (Salomon hatte aber beim tiefsten Stande, noch einmal so viele, als er schon besaß, an sich gekauft,) und schlüge dann sie beim Hinaufgegangenen los, könne er zu seinem Schaden, ja wohl noch zu Vortheilen kommen.

Er nahm jetzt einige Diener an, bezahlte sie gut, verhieß ihnen noch bessere Geschenke, doch durften sie Niemanden sagen, daß sie ihm angehörten, auch in seiner Wohnung sich nie zeigen. An einem dritten abgelegenen Orte gab ihr Herr ihnen seine Aufträge.

Zuvor mußten sie landschaftliche Papiere in großer Menge an der Börse ausbieten und ein Prozent wohlfeiler, als ihr Cours stand. Zu hohen Summen fanden nicht leicht sich Käufer, geschah es aber, sagten Jene: sie wollten zu den Männern, von denen sie den Auftrag der Veräußerung hätten, gehen, kamen dann zurück, und beklagten, daß eben die Papiere an einem anderen Orte losgeschlagen worden. Kleine Sum-

men verkauften sie auch wirklich ein Prozent unter dem Cours, und thaten dabei, als wäre ihnen sehr darum zu thun, ihre Waare schnell abzusetzen.

Der wirkliche niedrige Verkauf und das Gerede von noch ausgebotenen hohen Summen um den nemlichen Preis, machten denn, daß ihr Cours um ein Prozent niedriger aufgezeichnet wurde.

Salomons Agenten mußten hierauf da und dort öffentliche Gesellschaften besuchen, wo sie dann über die Landschaft und ihren Kredit sprachen. Sie urtheilten: Unmöglich würden sie am Termin zahlen können, da sie es nur von den Zinsen ihrer Gläubiger, und den aufgelegten, außergewöhnlichen Gaben der Stände vermöchte. Diese hätte der Krieg aber bereits mitgenommen, das Korn gelte wenig, müsse nach der Erndte um so mehr fallen, weil Jeder eilig verkaufen würde, um Zins und Gaben zu entrichten, seinen Zweck aber dann leicht verfehlen dürfte, und was dem mehr war.

Solche Gespräche drangen dann weiter und auch zu den Ohren alter Kaufleute. Zum nächsten Börsentag gaben sie Anderen wieder Kommissionen, ihnen für Papiere paar Geld zu schaffen, und machten sich anheischig, ein auch wohl zwei von Hundert sie wohlfeiler zu liefern, als

man sie dermalen bezahlte. Suchten sie nun die Mäkler, ließen sie sich nicht finden. An der Börse hätten die Kommissionen aber doch schon Aufsehen erregt.

In Gesellschaften brachten Jene nun aus: Nächstens würde noch eine ungemein ansehnliche Zahl feindlicher Truppen anlangen, in die Stadt und aufs platte Land gelegt werden. Man könne voraus sehen, daß die zu ihrer Verpflegung nöthigen Getreidelieferungen meistens die Erndte des Jahres hinnehmen würden, und dies müsse die Grundeigenthümer nothwendig in unabsehliche Verlegenheit stürzen. Die genannte Truppenzahl klang ausschweifend übertrieben, aber die Klugen glaubten doch an einen Theil davon, wie Jemand, dem von einer Jungfer gesagt wurde: sie wäre schon Mutter von zwei Kindern, entgegnete: Das ist gewiß Verläumdung, wir wollen die Hälfte annehmen.

Alles dieß machte, daß man über die gemeinten Papiere immer mehr den Kopf schüttelte, und Viele, welche deren besaßen, noch bei guter Zeit ihrer entledigt seyn wollten. So entstand ein überfahrner Markt, und nun grade boten die Agenten wieder eine weit größere Summe als letzthin aus, und zwei Prozent niedriger. Sie eilten hin und her, verließen die Börse, und kamen wieder. Als man sie beim

Wort nahm, hieß es: Bis auf einen kleinen Ueberrest sey Alles bereits losgeschlagen, diesen gaben sie wirklich um den angebotenen Preis hin, und wer sonst verkaufen wollte, mußte ihn sich auch gefallen lassen.

Als die Börse geschlossen war, kam noch ein Mäkler gelaufen, von einem der Agenten beauftragt, und sagte: Es wolle Jemand eine hohe Summe in Papieren noch um drei Prozent geringer weggeben, was so auffiel, daß am folgenden Börsentag auch keine Käufer zu diesem Preis sich finden wollten.

Es waren zudem ungünstige Nachrichten vom Kriegsschauplatz angekommen, die Salomon noch vergrößern und allenthalben ausstreuen ließ: Der Landesherr — gegen die Feinde verbündet, und seit ihrer Ankunft abwesend — würde sein Fürstenthum nicht zurück erhalten, und der neue Besitzer die Papiere vermuthlich durch strenge Gewaltmittel außer Umlauf setzen.

Der Eindruck ließ am nächsten Börsentage sich deutlich wahrnehmen. Ueberall gepreßte Verkäufer, die immer mehr freiwillig herabschlugen, und in dem Maaß die Käufer abschreckten. Und Salomons Agenten boten immer noch ein Prozent niedriger an, ebenfalls ohne Absatz.

Als man noch gar eine neue Sage hörte: die Landschaft werde eine ganz unverhältnißmä-

ßige

ßige Summe neuer Zettel fertigen und ausgeben, empfingen die alten einen um so heftigern Stoß, und waren solchergestalt binnen wenig Wochen über zwölf vom Hundert gefallen, was Salomons Erwartungen noch überstieg.

Man hatte in diesem Fürstenthume keine deutlichen Begriffe von einem geheimen Treiben dieser Art, auch trugen sich viele Handelsmänner vom christlichen und jüdischen Bekenntniß noch mit Ideen von Rechtlichkeit, oder wenigstens mit Scheu vor dergleichen herum, besorgten: so was könne ihnen üble Folgen aufladen, hegten auch wohl eine zu gute Meinung von dem Verstand erfahrner Wechsler und Kaufleute, als daß er leichtgläubig durch allerhand Märchen sich würde bethören lassen. Und eben darum konnte Salomons Weisheit so herrlich über Alle triumphiren. Er hatte vorausberechnet: daß in Angelegenheiten des Mein und Dein auch die Verständigsten irre zu machen sind, vorzüglich in unruhigen Zeiten, wo die Wendungen des Krieges und der politischen Verhältnisse so oft sich umgestalten.

Die Landschaft aber, der an ihrem Kredit gelegen seyn mußte, und welche mit Unmuth seine bedeutend schnelle Erschütterung gewahrte, schrieb eine Versammlung aus, um darin einmüthig zu berathen: was man zu thun habe,

diesem Uebel Grenzen zu setzen. Salomon, der sich je länger je mehr in ansehnliche Zirkel drängte, und Beamte dieser Landschaft beim Wein offen gemacht hatte, erfuhr das zeitig, und es war ihm ein Wink, seine Maschine nunmehr in Stillstand zu bringen.

Kurz vorher aber hatte er noch mit feindlichen Kommissären eine neue Lieferung abgeschlossen, und, wie neulich, so: daß er für die zugewiesene Kundschaft, und das Sehen und Nichtsehen, Dreißig vom Hundert entrichtete. Sie brauchten Pferde zur Artillerie und zum Fuhrwesen, die beim Heere abgegangen waren, und die man zu ersetzen hatte. Nicht weniger Schlachtvieh, um es nachzusenden. Das Fürstenthum sollte nun das Verlangte herbeischaffen, und die Kommissäre wollten, daß es durch Lieferanten geschehe, die alsdann gegen ihre Ablieferungsscheine und Anweisungen bei der Landschaftskasse Zahlung empfangen sollten. Die Stände wollten das Vieh in natura geben, die Kommissäre wandten ein: dies würde zu lange dauern, zu weitschweifig seyn, mit Lieferanten käme man kürzer weg, und könne ihnen besser auf die Finger sehn. Auch einem Besitzer gleich viel: ob er ein Stück Vieh durch einen Lieferanten bezahlt erhielte, und wiederum Geld an die Landschaft entrichte, oder ob seine Gabe in dem Vieh selbst bestände. Wohl

in jenem Fall noch kürzer und vortheilhafter für ihn.

Es war Krieg, die feindlichen Beamten drängten, man mußte sich fügen, und kam bei solcher Gelegenheit um so viel seltner zur rechten Besinnung, als jene Herren leicht mit Drohungen von Verdopplung der Forderungen, ja wohl mit hingeworfenen Reden von Sengen und Brennen bei der Hand waren. Es ist Krieg, hieß es.

Salomon machte sich anheischig, das Vieh zu liefern, doch auf die Bedingung: daß man ihm die landschaftlichen Papiere, worin er bezahlt zu werden voraussehn konnte, nicht anders als nach ihrem Börsenwerth verrechnete. Die Kommissäre verlangten das als höchst billig, die Landschaft wollte nicht daran, weil sie ja von denen, welche ihr zu zahlen hätten, die Papiere voll annähme, sie mußten demungeachtet nachgeben.

Der Lieferant eilte nun selbst in die Umgegend, und schickte seine Agenten aus, Vieh einzuhandeln. Es geschah mittelst Paperen. Viele Landleute nahmen sie für voll, weil sie in ihren Zinsen und Gaben sie wieder so anzubringen hofften, Andere waren dessen zwar nicht ganz zufrieden, aber auch nicht genau von ihrem neulichen jähen Fall unterrichtet. Zeigte man ihnen also einen Courszettel von vor vierzehn Tagen,

ließen sich immer noch gute Käufe mit ihnen abschließen.

Uebel war es für die Landschaftskasse, aber von Salomon — in sofern er dabei im Spiel gewesen — sehr weise vorgekehrt, daß jene Beamte keine ausgenannte Zahl gefordert, sondern gesagt hatten: Man solle nur liefern, sie würden nach eingelaufenem Befehl ihrer Behörden: anzuhalten, davon gleich Kenntniß geben; und dieser Befehl könne nicht leicht ausbleiben, weil der Abgang nur geringe sey, und auch von andern Orten Ergänzung fände.

Salomon kaufte nun etwa Hundert Zugpferde, und eben so viele Schlachtochsen, und das Stück war ihm von beiden auf funfzig Thaler im Durchschnitt angeschlagen. Er ließ sie durch Unterlieferanten in kleinern Abtheilungen in die Stadt treiben. Diese empfingen Thorzettel und akzisefreien Eingang, die Kommissäre fanden das Vieh gut und tüchtig, gaben Scheine, und diese wurden nun bei der Landschaftskasse vorgewiesen, und gegen Zahlung umgetauscht.

Die Stadt hatte aber sechs Thore. Jenes Vieh ging nach und nach, bei dem, wo es eingekommen, wieder aus. Es hieß bald: es solle noch auf die Weide bis zum Abführen zu seiner Bestimmung, oder einige Soldaten begleiteten es, und gaben vor: es zum Heere zu bringen.

Den andern Tag wurde es in ein zweites Thor gebracht, bescheinigt, besichtigt, und wie für eine neue Lieferung Baarschaft abgeholt. Und so ging es in acht Tagen allmählig bei allen sechs Thoren; die Landschaft mußte Zwölfhundert Häupter Vieh bezahlen, in der That gingen endlich nur Zweihundert zum feindlichen Heere ab. In Friedenszeiten würde es unmöglich seyn, weise Anschläge dieser Art auszuführen. Kriegsverwirrung und Neuheit der Sache hingegen, machten Vieles thunlich.

Die Nachrichten lauteten hier übrigens etwas verschieden. Eine sagte: die feindlichen Beamten hätten um Alles genau gewußt, und dem Mann, damit er ihnen desto mehr Prozente liefere, in seinen Nichtlieferungen aufs beste unterstützt. Eine andere behauptete: Salomon hätte selbst ihnen gar nicht zu wissen gethan, was ihnen unbekannt bleiben sollen. Er habe immer zehn Häupter auf Einmal vorgewiesen, darüber einen Schein genommen, und weil nur Zahlen die Menge darin ausgedrückt hätten, sich die kleine Mühe genommen: eine Null beizufügen. Daß man nicht eher absenden würde, bis Hundert von jeder Gattung beisammen wären, sey ihm bekannt gewesen, und er habe sich erboten, die Uebrigen so lange zu füttern. Nicht minder habe er gewußt: diese Beamten würden nächstens einem

anderen Berufe folgen, und durch neue ersetzt werden. Ist dem so, war es unstreitig eine viel höhere Weisheit, da er nun blos von Zehntausend Thalern dreißig Prozente gab, nicht aber von den übrigen Funfzigtausend. Dem sey wie ihm wolle, so ist doch klar: daß Salomon an diesem Geschäfte noch ein Gutes mehr erwarb, als an den gelieferten Uniformen.

Die Landschaft fing nunmehr ihre Berathungen an. Ihre Verlegenheit war, seit den neulichen ansehnlichen Zahlungen, empfindlich gewachsen. Je mehr sie Zettel ausgab, je mehr suchten ihre Gläubiger die schuldigen Verbindlichkeiten in Zetteln abzuthun. Daß sie an der Börse so fielen, war schlimm, und Jene hatte sich einmal bei den Viehlieferungen darauf eingelassen, sie nach dem Cours auszugeben; nun verlangte das Jeder, dem sie zu zahlen hatte. Daneben blieben so viele Landbesitzer mit ihren Gaben in Rückstand. Demungeachtet wollte die Landschaft nicht allein die Zinsen ihrer alten Papiere richtig abzahlen, sondern auch ihrem Worte bei den neueren nachleben. Indem einige reiche Mitglieder des Adels sich zu Aufopferungen für den Gemeinvortheil bereit zeigten, man auch nahen Frieden hoffte, glaubten die Vorsteher auch noch: es würde möglich seyn, die genannte Absicht zu erreichen.

Salomon hatte nun sehr viele Papiere in Händen, und folglich Gründe, ihr Erheben vom Fall zu wünschen. Er machte sich an die Beamten der Landschaft, welche in der Stadt lebten. Sie kannten ihn als einen jungen Mann, bei dem es sich trefflich speiste und trank, hegten aber auch ein Vertrauen zu seinem Urtheil, denn er wußte zu reden und zu rechnen. Es kam dahin, daß Salomon allerhand Rathschläge gab, was man unter diesen Umständen zu thun habe, daß in der Versammlung dieser Rath zur Sprache kam, weislich erfunden, und meistens in Ausübung gebracht wurde.

Dessen zum voraus kundig, handelte nun Salomon unter der Hand noch so viele Papiere ein, als er nur habhaft werden konnte. Doch geschah es anfänglich nicht an der Börse, um kein Aufsehen dort zu erregen. Er hatte früher Tuchhändlern und Handwerkern viele Papiere in Zahlung gegeben, und für den Nennwerth. Sie hatten zum Theil sie liegen lassen, einen besseren Cours hoffend. Nun es aber mit dem Fall täglich ärger ward, riethen ihnen Klugheit oder Nothbedarf: loszuschlagen, ehe sie noch mehr verlören. Hier kauften nun Salomons Agenten sehr vortheilhaft, und man konnte behaupten: die meisten Tuch- oder Leinwandhändler hätten ihm ihr Tuch eigentlich umsonst gegeben, die

meisten Handwerker umsonst ihm gearbeitet, und Alles, weil diese Leute gegen Salomons Weisheit zurückstanden.

Auf dem platten Lande erhielt man da und dort auch die Papiere um den niedrigen Börsencours, obschon man baar Geld zahlen mußte. Indem es Salomon endlich daran doch mangelte, schloß er nun mit Wechslern und Kaufleuten Verträge, nach welchen sie ihm in vierzehn Tagen Papiere für den jetzigen Cours zu liefern, und dann Zahlung zu erwarten hatten, der Cours möchte in jener Zeit noch mehr gefallen, oder besser seyn als jetzt. Manche fürchteten neues Sinken, und ließen auf solche Verträge sich ein, fanden aber nach vierzehn Tagen alle Ursache, hinter den Ohren zu kratzen. Denn von jetzt an stieg dieser Zettel-Börsenwerth merklich. Schon die Verträge, welche Salomon abgeschlossen, hatten einigen Einfluß darauf gehabt, lange war keine solche Nachfrage darnach gewesen.

Sie mehrte sich aber nun täglich. Denn wie Salomon früher Agenten gesetzt hatte, ihren Werth zu verringern, geschah es nun in der entgegengesetzten Absicht. Die Handelschaft wurde nun an den Börsentagen mit Erkundigungen überlaufen und bestürmt: ob man Papiere habe, und wie man sie zu lassen gesonnen sey. Die Klugen wollten nun sich nicht übereilen, oder

spannten ihre Forderungen. Einige Schritte, welche die Landstände jetzt eben thaten, gaben hier noch bei weitem mehr einen Ausschlag. Sie waren auf Salomons Rath geschehn. Ihre Aeltesten und Vorsteher hatten an den feindlichen Oberfeldherrn geschrieben, ihm die Unerschwinglichkeit der von ihnen geforderten Lieferungen dargestellt, und um eine schonendere Behandlung gefleht. Der Feldherr wußte nun recht gut, daß seine Kommissäre eigentlich dem Fürstenthum die schwersten Lasten aufbürdeten. Er wollte ihnen das Handwerk nicht grade legen, weil er dafür hielt: Alle seine Landsleute müßten den Geschmack am Kriege nicht verlieren, wozu denn mächtig beitrüge: wenn man hie und da Jemand erblicke, der Reichthum gesammelt habe. Auf Untersuchungen bei etwanigen Beschwerden anzustellen, dazu hatte er folglich keine Lust, sah auch wohl, daß eine, deren Hundert nach sich ziehen würde. Demungeachtet wollte er den Schein in etwas retten, die Kommissäre sollten es auch nicht zu arg machen, nicht einer zu viel nehmen, damit auch für Andere etwas übrig bliebe; nicht eine Gegend zu sehr aussaugen, damit sie lange dem Herrn nützlich bleiben könne. Deshalb schickte er ein Antwortschreiben, das manche süße und glatte Worte enthielt, vom Krieg, der zwar ein Uebel sey, das aber Mensch-

lichkeit lindern müsse, von einem großmächtigen Fortfahren, in dem einmal zugesicherten Schutz, worauf man bauen könne, und was dem mehr war. In der That bestellte man auch einige schon ausgeschriebene Lieferungen ab; weil die Kommissäre ein mit Strenge abgefaßtes Verweisschreiben empfiengen, und selbst im ersten Augenblick gedacht hatten: der Feldherr würde auch mit derselben Strenge über die Vollziehung seiner Befehle wachen.

Beides gab den Vorstehern der Landschaft Muth und Zuversicht. Sogleich machten sie in öffentlichen Blättern, das empfangene Schreiben bekannt, und fügten hinzu: daß männiglich sich zu den Ständen versehen könne: sie würde alle ihre Verpflichtungen auf das pünktlichste erfüllen. Auch fehle es dazu glücklicherweise gar nicht an Hülfsquellen, weil das Fürstenthum künftig, laut Anordnung der feindlichen hohen Generalität, nur mäßige Kriegslasten zu tragen haben würde, und im wenigsten hätte das umlaufende Gerücht: die Landschaft wolle ihre Papiere noch vermehren, einigen Grund, sey vielmehr, von eben so schlecht denkenden als unterrichteten Leuten ausgestreut worden.

Diese Erklärung wirkte ungemein vortheilhaft. Zwar sagte sie nicht bestimmt: die Landschaft würde alle ihre Zettel nach Ablauf der an-

beraumten Frist einlösen, doch gab sie es zu hoffen, und das Zutrauen wuchs um so mehr, als die Landschaft — mit Zutrauen auf sich selbst nun gewaffnet — es möglich machte, die eben fälligen halbjährigen Zinsen, ihrer alten, auf die Hypotheken der Güter eingetragenen Schuldscheine in klingender Münze zu entrichten.

Dies Alles hatte ihre neuen Papiere, die vor einigen Wochen schon zweiundzwanzig vom Hundert verloren hatten, bereits um zehn verbessert. Salomon empfing nach seinen abgeschlossenen Verträgen, eine vielbedeutende Summe, die er nach dem alten Werth nur zu bezahlen hatte, und gleich mit zehn Prozent Gewinn wieder veräußern konnte. Dies geschah bei dem Allen noch keineswegs, er legte sie als Pfand bei Wechslern ein, ließ sich bis zum alten Werth Geld darauf vorschießen, und befriedigte die Verkäufer, welche scheele Mienen zeigten.

Demnächst suchte er durch Beamte der Landschaft zu erforschen: wie man es am Termin der Zettel, von dem man nur sechs Wochen noch entfernt lebte, zu machen denke? Vertraulich gab ihm Einer, den Salomon durch besondere Mittel noch offen zu machen wußte, zu verstehn: Es würde freilich unmöglich seyn, ein Vorhaben ins Werk zu richten, das in einer Zeit gefaßt worden sey, als man noch nicht habe erwarten kön-

nen, die Summe der Schuld würde so ungemein hoch anwachsen, auch berechtigt gewesen sey, manchen Einnahmen entgegen zu sehn, deren Quellen späterhin durch die unfreundlichen Zeitläufte wären verstopft worden. Einige reiche Patrioten hätten zwar thätige Hülfe zugesagt, aber, auch über Erwartung mitgenommen, hernach sich zurückgezogen. Demungeachtet glaubten die Vorsteher der Landschaft ein Mittel gefunden zu haben, das nicht allein den Kredit der Verbindung aufrecht erhalten, sondern womit Jeder von ihren Gläubigern einverstanden und beruhigt seyn könne. Sie wollten nehmlich ihre unzinslichen Papiere gegen zinsliche eintauschen, und für letztere pünktlich fünf vom Hundert abführen. Was könnten die Gläubiger mehr wollen. Ihr Kapital bliebe ihnen sicher, und sie würden selten Gelegenheit finden, es höher als zu fünf Prozent auszubringen.

Salomon hatte längst etwas Aehnliches sich vorgestellt, denn seine Weisheit schloß sehr richtig: daß man ohne Einnahme keine Ausgabe zu bestreiten vermöge. Er ließ sich nun bei einem der Vorsteher, von welchem der Ruf den meisten Einfluß auf die Stände behauptete, und der eben zur Stadt gekommen war, melden. Empfangen, fragte Salomon ungemein artig, höflich, unterwürfig und herzlich zugleich. Ob es

einem ehrlichen Mann wohl gestattet sey, eine ehrliche, durchaus ehrliche, freilich ganz unmaasgebliche, aber ehrliche ehrliche Meinung, über eine gewisse Angelegenheit der respektiven, höchstverehrten Landschaft zu sagen?

Der Edelmann kannte den Juden nicht, sein Wesen schien ihm gutmeinend, seine Rede von Verstand zu zeugen. In bedrängten Lagen sind auch Stolze geneigt, da fremdes Urtheil anzuhören, wo sie selbst keinen Rath zu finden wußten, und so stand er Rede.

Salomon sprach nun von dem Termine, und kam, nach höflichen Wendungen und Umschweifen, auf die augenblickliche Verlegenheit, die sich als möglich vermuthen lasse, doch allerdings, bei so wohl gegründetem reichen Besitzthum und Hülfsquellen aller Art, nur augenblicklich.

Der Cavalier unterbrach ihn, gestand sie ohne Hehl zu, und sprach auch von der vorhabenden Maaßregel, um die Salomon schon wußte.

Letzterer zuckte die Achseln, bat geschmeidig höflichst, eine unterthänige Bemerkung wagen zu dürfen, und sprach sie in den Worten aus: Nicht zahlen, auch wenn man dem Gläubiger spätere Vortheile zusagt, ist für den Kredit immer kein Vortheil.

Ohne Zweifel, rief der Vorsteher; wie soll man unter den jetzigen Umständen aber zahlen?

Salomon ging nun zu einem Rath über. Die Herren Stände, sagte er, wollen ihre Papiere mit fünf verzinsen. Das ist theuer. In Holland giebt es viele reiche Häuser, und der Handel stockt. Der Zinsfuß steht niedrig. Gern leiht man dort bei sicherer Hypothek, und nimmt zwei, wenn es hoch kömmt, drei Prozent. Wie, wenn die Herren Stände dort aufnähmen, was sie zu Lösung ihres Worts am Termin bedürfen. Sie erfüllten es einmal, und darauf hielten sie ja stets, für Ereignisse der Zukunft würde es auch von Gewicht seyn, daß auch in Kriegszeiten die Regel keine Ausnahme gelitten hätte. Und zweitens dürften sie von einem Kapital, das sie hier mit fünf verzinsen wollen, dort nur zwei, oder vielleicht zwei und ein halb Prozent geben, was, bei einer hohen Summe, doch eine nicht unbedeutende Ersparniß machte.

Der Edelmann stellte die Arme in die Seite, und sah den Hebräer mit großen Augen an. Der Vorschlag ließe in der That sich hören, war seine Meinung, und er setzte die Frage hinzu: ob man wohl darauf fußen könne, eine solche Anleihe in Stand zu bringen, und ob es auch wohl in der kurzen Frist noch angehen dürfte.

Salomon nannte gleich die Namen einiger

steinreichen Kapitalisten in Amsterdam, die Vermittler, an die man in solchen Fällen sich zu wenden habe, und betheuerte: die Sache schiene auch nicht dem mindesten Zweifel zu unterliegen, weil die Holländer ja keine bessere Sicherheit finden könnten, als bei einer so reich begüterten, und als so höchst rechtlich bekannten Landschaft. Was die Zeit beträfe, machten einige Posttage so ein Geschäft ab, und das Geld sey angewiesen.

Salomon empfing einen artigen Dank, und hörte bald: wie Jener seinen Rath in der Versammlung vorgetragen habe. Einige Mitglieder hatten zwar ihre Zweifel geäußert: daß man in Holland geneigt seyn werde, Summen nach einer Provinz zu verborgen, die eben an Kriegsübeln litte, hatten doch aber auch geurtheilt: es sey immer angemessen, einen Versuch zu machen. Dahin hatten endlich Alle sich entschieden, theils, um wenn es gelänge, ansehnlich bei den Zinsen zu sparen, theils, weil ihr Stolz mit in Berührung kam, und sie den übernommenen Verpflichtungen gern wörtlich nachgelebt hätten.

Salomon wurde ersucht, die versprochenen Adressen zu geben, und die Landschaft fertigte zur Stelle einen ihrer Beamten als Eilboten nach Amsterdam ab.

Dies sollte ein Geheimniß seyn, aber Salomon trug im Geheim auch Sorge, daß bald

Niemand in der Stadt war, der es nicht gewußt hättte. Die Nachricht empfing durch ihn noch den Zusatz: das Geschäft der Landschaft sey bereits durch Briefe in Richtigkeit gebracht, und der Beamte nur abgeschickt, die Wechsel und Anweisungen zu heben.

Nun schien es den meisten Börsenbesuchern gar keinem Zweifel mehr unterworfen: jene Papiere würden am Termin Berichtigung finden, und wer Geld liegen hatte, suchte sie, um bis dahin etwas daran zu gewinnen. So standen sie nun gleich wieder auf neunzig, und jetzt ließ Salomon unter der Hand tüchtig verkaufen, oder kaufte werthhaltige andere Gegenstände ein, wobei er die Papiere nach dem Cours ausgab.

Sein Oheim, wie er auch von Unmuth gegen den Neffen glühte, überwand ihn jetzt doch scheinbar, nahte sich ihm oft freundlich, und sagte: Du hast so viel Glück im Handel, ich gar nicht mehr, es ist auch nichts zu thun, was mache ich, daß ich auch etwas verdiene? Der Neffe entgegnete ihm nun: Er habe ja viel Geld liegen, solle Papiere kaufen, in einigen Wochen hätte er zehn Prozent daran gewonnen. Ist das auch richtig? fragte der Alte. Salomon verscheuchte ihm dergestalt alle Zweifel, daß er wirklich dem Rath zu folgen beschloß. Der Neffe ließ ihm nun durch Agenten die seinigen verkaufen,

fen, und dachte: Hier ist die Gelegenheit, die mir entwandten Zweitausend Thaler wieder zu bekommen.

Alle Papiere loszuwerden, gelang ihm demungeachtet nicht, wohl die Hälfte blieb ihm noch zurück, obschon er Häuser und andere liegende Gründe damit von Leuten gekauft hatte, die aus Noth zuschlagen mußten. Es waren der Zettel doch zu viele ausgeboten worden, und noch ein anderes Ereigniß veranlaßte einen Stillstand in diesem Handel. Einige sehr vorsichtige Kaufleute hatten an ihre Korrespondenten nach Amsterdam geschrieben, um nach dem Geschäft sich zu erkundigen, welches die hiesige Landschaft dort eingeleitet, oder wie Andere sagten, bereits abgeschlossen habe. Die Antworten hatten unbestimmt gelautet, Einer nichts davon gewußt, ein Anderer sogar den Erfolg bezweifelt.

Salomons Weisheit machte ihn aber auch hier nicht um ein Mittel verlegen, seine Absichten weiter zu befördern. Seine zwei Brüder waren Comtoirbediente in namhaften Handelsstädten, und faßten die Briefe ab, welche ihre Patrone nach dem Orte schrieben, wo Salomon lebte. Er hatte sie mit Aufträgen versehn. Sie mußten Jenen von der Amsterdammer Angelegenheit, als von etwas Ausgemachtem, erzählen, und weil Neuigkeiten, die sich auf Handels- und

Geldverhältnisse beziehen, auch in kaufmännischen Briefen Platz finden, so konnten sie in den nächsten, von ihren Patronen unterzeichneten, mit einfließen lassen: Wie man hört, ist ja durch Ihre Landschaft in Amsterdam eine vortheilhafte Anleihe gemacht worden. Und dies war schon einiges Gegengewicht, weil die Briefe aus angesehenen, und über solche Vorfälle wohl unterrichteten Häusern kamen.

Salomon ging indessen noch weiter. Er machte eine Reise über die Gränze des Fürstenthums, in eine fremde Stadt, wo er einen Buchdrucker, dem er sich nicht Namenkundig, wohl aber ein anlockendes Geschenk gab, bewog: ihm ein Amsterdammer Zeitungsblatt, nach seiner Angabe zu fertigen. Das Aeussere wurde, so viel als möglich nachgeahmt, gewöhnliche und wahrscheinliche politische Artikel wurden ihm einverleibt, endlich aber eine bestimmte Nachricht über die vollzogene Anleihe der Landschaft in ***, mit Ausnennung der Compagnie, welche das Geld zusammengebracht, des Beamten, der es in Wechseln empfangen habe u. s. w.

Mit dem Blatt eilte Salomon zurück, ließ in einem anderen Thore einen unbekannten Reisenden einfahren, welcher seiner Angabe nach von Amsterdam kam, und mit Extrapost eilend, früher als die gewöhnlichen, eingetroffen seyn konnte.

Er nahm das Blatt im Posthause heraus, ließ es auf dem Tische liegen, und fuhr wieder ab. Neugier ließ einige, die um Briefe fragten, hineinblicken, es mitnehmen, und bald erzählte man seinen Inhalt sich an der Börse. Selbst die Beamten der Landschaft hörten davon, waren froh und sprachen darüber.

Nun ließ Salomon eine übergroße Nachfrage um Papiere ausgehen, die ihre Wirkung nicht mehr verfehlen konnte. Es waren nur noch einige Wochen hin, bis zum Termin. Wer Geld hatte, kaufte, wer es nicht hatte, schloß Verträge auf Lieferungen ab. Die Zettel stiegen auf drei=, vier=, endlich selbst auf fünfundneunzig, da fünf Prozent in so enger Frist immer schon ein anlockender Gewinn waren. Salomon entübrigte sich auf verschiedenen Wegen, binnen etlichen Tagen, seines ganzen übrigen Vorraths, und das so unter der Hand, daß er selten als Eigenthümer genannt wurde.

Nun langte aber auch die ächte Zeitung aus Holland an, nicht weniger der versandte Beamte, der nichts ausgerichtet hatte, weil die Kapitalisten in Amsterdam theils anderweitig zu versteckt, theils zu behutsam gewesen.

Im Anfang begriff man die Erscheinung eines doppelten Zeitungsblattes von demselben Tage nicht, und konnte nicht entscheiden, welches

das ächte sey; als die Scharfsichtigen aber hernach den Trug und seinen Beweggrund erriethen, waren sie immer nicht im Stande, den verschwundenen Reisenden, oder seinen geheimen Obern, auszumitteln. Und als einige Tage vor abgelaufener Frist die Landschaft eine Erklärung erließ, war es Salomon, der am lautesten über Verlust schrie, indem er sich durch Ankäufe von Zetteln gestürzt habe.

Es versteht sich, daß mit jener Erklärung nun der ständische Kredit eine tiefere Wunde davon trug, als er sie ohne die versuchte Anleihe in Holland würde gelitten haben. Die neulich so gespannte, und hernach doch nichtige Erwartung, hatte keine gute Folgen, und Amsterdam, Zeichen und Wink zum Mistrauen gegeben. Niemand, der auf Geld gerechnet, war mit dem Tausch gegen zinsliche Papiere zufrieden, und die neulichen guten Hoffnungen hatten die alten Zettel meistens in die Hände von Spekulanten gespielt, die schnellen Umsatz wollten, und die zugesagten fünf Prozent um so weniger achteten, als sie schon fürchteten, es könne wohl mit der Zinsenentrichtung wie beim Kapital ergehn. Tauschte man nun gleich die neuen Papiere ein, wollte Jeder sich ihrer doch so schnell als möglich wieder entledigen, und sie hatten, troß ihrer Zinsen, nach einigen Börsentagen schon zwanzig

Prozent verloren. Hunderte rangen an der Börse die Hände, und von denen, welche mit Salomons Agenten Verträge auf Lieferung geschlossen hatten, sanken Einige vom Wohlstand zur Dürftigkeit herab, oder mußten ihren Bankrott erklären. Leiser kam zu seinem Neffen und überschüttete ihn heulend mit Vorwürfen. Salomon rief mit Thränen in den Augen: Konnt ich denn das voraussehn, hab ich nicht selbst beinahe Alles verloren, was ich zeither mit tausend Mühe zusammenbrachte!

Einsam in seinem Comtoir verschlossen, war er um desto vergnügter. Denn seinen jetzigen Vermögenszustand übersehend, den jene Uniformlieferungen, die Nichtlieferungen des Viehes, manche wohlfeilen Einkäufe, und jüngsthin der Vortheil an den Papieren, so schnell zu Blüthe und Wachsthum gefördert hatten, fand er, daß nun mehr als Zweimalhunderttausend Thaler sein Eigenthum waren. Und diese hatte der weise Jüngling in Tagen zusammengebracht, wo die ältere Erfahrungsweisheit an der Börse nur zu oft in ihren tiefdurchdachten Entwürfen scheiterte. Salomon bestätigte hier den Ausspruch des Generals Sarrazin über Napoleon Bonaparte. Nach ihm hatte der Corse 1796 in Italien viel Genie und wenig Erfahrung, in Rußland und bei Leipzig viel Erfahrung und wenig Genie, weil ihm

das Letztere in Eitelkeit und im Einfluß der Jahre untergegangen gewesen. Sarrazin zieht nun die Schlußfolge: daß der Jünglingsgenius die Manneserfahrung, trotz allem ihr beigelegten Lobe, überfliege.

Nicht lange darnach erschien ein neuer Kommandant in dieser Stadt. Der abgelösete vorige war ein Mann, welcher, nach den Umständen, Obrigkeit und Bürgerschaft zufrieden stellte, einfache Ansprüche für sich machte, und in einem uneigennützigen Betragen Ruhm suchte. Nur den Beschwerden über die viele Einquartierung und das unartige Thun und Treiben der Soldaten hatte er wenig abzuhelfen gewußt.

Auf den Neuen setzte man, in diesem Betracht, mehr Hoffnung, weil er eine entschlossene Energie zeigte, die vielleicht mit nöthiger Strenge durchgreifen würde. Der Magistrat sendete Abgeordnete an ihn, die ihre Klagen wehmüthig vortrugen. Der Befehlshaber lieh ihnen ein aufmerksames Ohr, und gab mit Theilnahme zu: daß Einquartierungen für den Bürger, dem sie nicht allein schwere Kosten, sondern auch Störung in seinen Nahrungsgeschäften verursachten, eine peinliche Last wären, und um so mehr, als auch bei dem besten Willen, nicht jedem Unfug roher Krieger abzuwehren sey. Und was noch das Schlimmste, wäre die Stadt zu bekla

gen, indem man die jetzt nur schwache Besatzung nächstens bis auf fünf- oder sechstausend Mann bringen werde. Der Oberfeldherr wolle es so, da sie immer doch einen Rückposten bilde, den, ungeachtet der weiten Entfernung, Parthei-gänger bedrohen könnten, um die hier aufbewahrten Vorräthe wegzunehmen. Man mußte folglich auf eine angemessene Vertheidigung bedacht seyn. Demumgeachtet wolle er, der Kommandant, Vorstellungen gegen eine solche Maasregel machen, sollten sie aber — wie freilich zu besorgen — ohne Erfolg bleiben, würde er in anderer Art Mittel ergreifen, durch welche die Stadt ihre Einquartierung so gut wie gar nicht empfinden sollte.

Die Entsendeten kehrten nun freilich mit einer Hiobsbothschaft zurück, ergossen sich aber auch in Lob des neuen Befehlshabers, der so verständig, so billig sey, und zu dem man sich versehen könne: er werde so viel als möglich der Stadt Erleichterungen verschaffen. Auch wurde ein sogenannter Tagesbefehl an die Ecken geschlagen, worin man den Soldaten alle Ungebühr sehr ernst untersagte.

Wenn dieser Offizier schon in manchen Hinsichten ganz und gar nicht wie sein Vorgänger dachte, ließ eine gewisse gute Seite an ihm sich doch nicht abläugnen. Er war nämlich ein zärt-

licher Gatte und Vater, wollte, daß Frau und Kinder ihm einst nachrühmten: er habe die, mit einer Kommandantenstelle zu *** verknüpfte, Gelegenheit, ihnen ein Erbtheil zu verschaffen, nicht ungenützt entfliehen lassen. So war er mithin so gut auf Ruhm bedacht, wie der abgelösete Befehlshaber, nur in einer anderen Art.

Vor der Hand erkundigte er sich nach einem Mann, wie er ihn dermalen brauchen konnte, und die Schreiber im Kommandantenhause nannten ihm einmüthig Salomon.

Dieser, stets weise, hatte auch viel über den Ruf gedacht und gesorgt, in welchem er stände, und war dabei in tiefere Bemerkungen über den Ruf an sich eingegangen, als es sonst wohl, und selbst von klugen welt- und menschenkundigen Leuten zu geschehen pflegt. Es schien ihm mit dem Ruf gar sehr nach dem Stande, worin man lebe, verschieden zu seyn, auch mit dem Ruf eines Juden, oder eines Christen. Ein allgemeiner Ruf, glaubte er ferner, sey einem jüdischen Kaufmann nicht zuträglich, weil Jeder sodann zu wissen glaube, wie er mit ihm daran sey. Ein vielseitiger, woraus die Menge nicht recht klug würde, sey aus manchen Gründen vorzuziehen. Daneben gäbe es Orte und Leute, wo ein guter Ruf Vortheile bringe, und wieder andere, wo er grade Nachtheile im Gefolge hätte. An noch andern

Stellen stifteten Ungewißheit und Zweideutigkeit eben keinen Schaden, man könne selbst gelegentlich einen Nutzen daraus schöpfen.

Einen solchen ungewissen und zweideutigen Ruf hatte nun Salomon bei dem gesammten Handelsstande erworben, und man wußte dort nicht, was man aus ihm machen sollte. Daß er gescheut und unternehmend sey, daran wollten Viele keinen Zweifel bestehen lassen; Andere meinten: er habe doch neulich bei den Papieren ansehnlichen Verlust gelitten, da er sich folglich doch nicht gut vorgesehen, und bei den Lieferungen könne ein blindes Glück ihm zur Seite gestanden haben. Noch Andere wollten behaupten: er habe bei den Papieren außerordentlich gewonnen, und durch allerhand schlaue List auf ihr Fallen und Steigen gewirkt. Doch konnten diese nichts beweisen, sondern nur Vermuthungen hegen. Denn Salomon hatte verschwiegene Agenten, und auch sie konnten ihm nie genau in die Karte sehn, weil sie ihre Aufträge oft durch die dritte Hand bekamen, und es bei den Geschäften nicht selten hieß: sie würden für fremde Rechnung geführt. Wer an den Papieren verloren, und einen Argwohn dieser Art hatte, schimpfte und lästerte denn gewaltig auf ihn, Andere, nicht im Stande, das Gewebe solcher Feinheiten durchzusehn, fanden die Behauptung unwahrscheinlich, und bestritten sie,

noch Andere gewannen dadurch eine hohe Meinung von Salomons Verstand. Und diese wollten Einige, die allein sich weise dünkten, wieder nicht gelten lassen. Genug, sein Ruf war hier unbestimmt, ihm aber kein Geheimniß, wer vortheilhaft oder nicht über ihn geredet hatte, wer ihm traute oder nicht, und er konnte sich, nach Maasgabe seiner Geschäfte, an diesen oder jenen wenden.

Sehr gut lautete hingegen sein Ruf bei der Obrigkeit. Einmal bewirthete er viele dazu gehörige Personen, und bei wem man gut schmaus't, von dem spricht man nicht übel. Der Magistrat und die Stadtkämmerei waren auch einmal in eine dringende Geldverlegenheit gerathen, und Salomon hatte sogleich bei den Wechslern und Geldhändlern eine Unterzeichnung auf eine namhafte Summe eröffnet, die man ihnen, gegen äußerst billigen Zins, darlieh. Seine beredten Vorstellungen hatten es ins Werk gerichtet, er bezeugte auch den Frauen der Rathspersonen an öffentlichen Orten tiefe Hochachtung, bereitete ihnen kleine galante Feste und Ueberraschungen an Geburtstagen, spendete freigebig zu den Sammlungen für die Stadtarmen, und was dem mehr war. Hier hieß es von ihm: er sey ein braver Mann. So auch bei der Landschaft: er habe mindestens einen guten dienstfertigen Willen durch seinen ge-

gebenen Rath gezeigt, und hinlänglich beredt dargethan, das Mißlingen habe nicht an seiner Schuld gehangen.

Bei den feindlichen Behörden sagte man aber keinesweges, er wäre ein braver Mann. Und so wollte es Salomon auch, da bei ihnen nicht die geringste Nachfrage um sogenannte brave Männer bestand. Ein guter Ruf würde ihn hier um hunderttausend Thaler gebracht haben, die ihm, da man ihn hier mit ganz andern Beiworten bezeichnete, jetzt als ein neuer Gewinn lächelten.

Der Kommandant setzte nun sich mit ihm in Verbindung. Nicht in eigner Person, sondern durch einen Adjutanten, der auch ein Mann war, wie ihn sein Befehlshaber — und dessen Familie — brauchten.

Der Adjutant eröffnete ihm nun: Jener habe an den Oberfeldherrn geschrieben, und ihn dringend gebeten: die Stadt mit der zugedachten stärkeren Besatzung zu schonen, doch eine abschlägliche Antwort empfangen, was der Obrigkeit auch schon kund gethan sey. Man wolle bei dem Allen die Einwohner gänzlich von der Obliegenheit befreien, Soldaten aufzunehmen, und diese nur in Kasernen quartieren. Ihre Verpflegung müsse die Stadt sodann aufbringen, was die Obrigkeit, theils durch eine auf die Bürger vertheilte kleine Abgabe, theils durch eine nicht bedeutende Akzise-

erhöhung, leicht ordnen würde. Auf jeden Soldaten verlange man täglich nur einen halben Thaler, wofür ihn ein Bürger schwerlich in Speise und Getränk erhalten könne. Nun schritt der Adjutant zu der Frage: Ob Salomon gewillt sey, die Verpflegung in sämmtlichen Kasernen zu übernehmen? Man würde ihm dabei einige Bedingungen stellen, doch billige.

Salomon zeigte sich aufgelegt dazu, und bat um eine nähere Kenntniß der Bedingungen.

Sie klangen freilich nicht so bescheiden, wie bei jenen Kommissären, es war ein vornehmer Mann im Spiele, dessen Ansprüche denn auch einen vornehmen Charakter hatten. Er wurde zwar nicht genannt, ließ sich jedoch ahnen. Sechzig vom Hundert wurden für ihn gefordert, der Adjutant begehrte nur funfzehn, zusammen mithin fünfundsiebzig. Aus fünftausend Mann, setzte der Adjutant hinzu, werde künftig die Garnison bestehen.

Salomon rieb die Stirn, und sagte: Von den Einquartirten bin ich nicht im Stande, nur ein Prozent zu erlegen, weil der halbe Thaler kaum ausreichen wird; von den Nichteinquartirten will ich dagegen fünfundsiebzig prompt abführen.

Der Adjutant sah, daß er verstanden war, und man einigte sich.

Dem Magistrat wurden nun obgenannte Vorschläge eingesandt. Er gerieth in Schrecken über die tägliche hohe Summe, und verzweifelte daran, ihre Zahlung auf den angedeuteten Wegen herbeizuschaffen. Man bewies ihm aber: die Ernährung der Fünftausende würde den Einwohnern in ihren Häusern noch mehr kosten, wozu sich noch die schwere Unbequemlichkeit geselle, statt die neue Abgabe sich kaum fühlen werde. Mit den Einwendungen geht es unter solchen Umständen bald zu Ende, das erfuhr der schwache Theil auch hier.

Es waren einige Kasernen vorhanden; man nahm noch mehrere leere, von ihren Eigenthümern aus Noth gemieden, Häuser dazu, und richtete Alles ein. Salomon schaffte Betten, Geschirre nnd andere Nothwendigkeiten, und gab seine Rechnungen beim Magistrat ein. Er fand sie in der That ungemein billig, sie bestärkten ihn in seiner Meinung von Salomon; er freute sich, daß die Besorgung in die Hände eines doch braven Mannes gefallen sey, da ein Anderer die Matratzen, Decken, Schüsseln und derlei vermuthlich höher angeschlagen haben würde. Salomons niedrige Forderungen galten indessen auf fünftausend Mann: ob er jedoch für eine solche Zahl die Utensilien herbeigeschafft hatte, war eine andere Frage.

Eben beliefen sich kaum die vorhandenen Truppen auf tausend Mann. Dazu kamen einige hundert nachgesendete Rekruten, oder aus den Spitalen Entlassene. Mit diesen geschah ungefähr, was Salomon einst mit den Rossen und Ochsen vorgenommen hatte. Sie trafen, noch verstärkt durch entgegengesandte Mannschaft der alten Besatzung, zu allen Thoren ein, und gingen zu allen Thoren, zur Waffenübung angeblich, wieder hinaus. Bald erfolgte ein Einmarsch am Tage, bald zur Nacht. Viel mußten die Soldaten außerdem sich auf den Straßen zu thun machen, und Trommelschläger da und dort ihren harmonischen Fertigkeitsübungen obliegen, so daß man eine recht frische Lebhaftigkeit wahrnahm, und hätte glauben mögen, es wäre ein halb Dutzend neuer Regimenter angelangt. Der Magistrat zweifelte auch gar nicht: die fünftausend Mann wären nun da. Anzeige davon hatte ihm der Befehlshaber gemacht, ein Recht des Nachzählens und inneren Besichtigens der Kasernen hatten jedoch Bürgermeister und Räthe nicht, obwohl sie früher einst eigens aufgefordert worden: die Utensilien, der Güte und Zahl nach, prüfen zu lassen. Es war geschehn, man hatte alles gefunden, Salomon aber auch die Gegenstände aus einem Gebäude ins andere tragen lassen.

Es trafen noch dann und wann kleine Abtheilungen ein; stets wurde Geräusch damit veranstaltet, dem Heere aber auch immer davon nachgeschickt, so, daß in der Stadt durchschnittlich immer kaum tausend Mann verblieben. Fünftausend hatte aber Magistratus zu bezahlen. Der sogenannte Servis erfuhr eine mächtige Steigerung, es wurde eine Miethsabgabe, dann eine Einkommenabgabe aufgelegt, nicht weniger erhöhte man die Akzise von Getreide, Schlachtvieh und anderen Lebensmitteln. Dies brachte ein Namhaftes ein, namhaft war aber auch die Summe von Zweitausendfünfhundert Thalern, welche die Garnison jeden Tag kostete. Man tröstete sich aber mit den Versicherungen des Kommandanten: es würde nicht lange so bleiben, man die Besatzung nächstens um mehr als die Hälfte vermindert sehn, wenigstens unterhandle er höheren Ortes eifrig darum.

Salomon kam nun jedoch bei der Obrigkeit mit der Vorstellung ein: daß er für einen halben Thaler das Beköstigen eines Soldaten übernommen, schon dabei sich zu seinem Schaden verrechnet, aber gleich seinen Ueberschlag so gemacht habe, daß auf die spätere bedeutende Erhöhung der Akzise keine Rücksicht genommen worden sey. Nun diese eingetreten, müsse er gänzlich zu Grunde gehen, das Ansuchen wäre daher gewiß billig;

ihm für die auf fünftausend Mann nöthigen Lebensmittel eine Freiheit von den neuen Imposten zuzugestehen. Versage man ihm die nothgedrungene Bitte, müsse er zurücktreten, einer von den feindlichen Beamten würde sodann ohne Zweifel die Verpflegung übernehmen, und seine Forderungen noch mehr spannen. Sich das nicht auszusetzen, schlug die Obrigkeit ein. Salomon empfing Freipässe, und dies war ein Gegenstand von Belang, auch ein Profitchen, das er, ohne Wissen seiner feindlichen Oberen, davon trug.

Tausend Mann wurden im Durchschnitt wirklich verpflegt, und kosteten ziemlich auch fünfhundert Thaler. Von den übrigen zweitausend Thalern gingen fünfundsiebzig Prozent, oder funfzehnhundert ab, so daß für Salomon fünfhundert blieben, die sich täglich doch gar angenehm einstreichen ließen. Weil er indessen auch noch Holz und Licht für die Kasernen lieferte, an den mit Akzisefreiheit eingebrachten, und mit gutem Vortheil wieder verkauften Lebensmitteln auf viertausend Mann, die er nicht brauchte, ansehnlich gewann, der halbe Thaler auf den Kopf bei Salomons spärlicher Haushaltung nicht gänzlich aufging, so konnte er doch monatlich seinen Gesammtvortheil auf beinahe fünfundzwanzigtausend Thaler bringen. Etwas über vier Monate währte diese ergiebige Erntezeit, und machte die Hunderttausend

Tha=

Thaler mehr als voll, die ohnehin, wie sie heranwuchsen, nicht müßig beigelegt, sondern in anderweitigen Handel gesteckt wurden.

Auf die Länge hatte der Magistrat nicht baar zahlen können, die Abgaben trieben sich von den immer mehr ausgesaugten Einwohnern so schwer ein, die Akzise warf immer weniger ab, da sich die Zahl der Einwohner und ihre Konsumtion nach und nach empfindlich minderten, und so hatte man denn zu sogenannten Bons seine Zuflucht nehmen, und diese ausgeben müssen. Indem es je länger je schlimmer um das öffentliche Kreditwesen stand, fielen sie an der Börse Tag für Tag, und es versteht sich, daß Salomon sie sowohl nicht anders, als nach dem Cours nahm, sondern auch mit seinen weisen Künsten auf diesen wirkte.

Die Landschaft, der, troß jener einst freundlichen Zusagen, wieder ungemein schwere Leistungen aufgebürdet wurden, mußte auch sehn, daß ihre neuen Papiere noch weit tiefer sanken, als einst die alten. Es geschah besonders merklich, als sie jene nicht versprochenermaßen verzinsen konnte. Sie gingen auf funfzig und endlich selbst unter vierzig hinab. Um die Bons stand es auch nicht besser. So lange bei den letzten ferneres Sinken zu ahnen war, machte Salomon immer, daß er sie schnell los wurde, indem er allerhand Ge-

genstände, deren Werth künftig steigen konnte, dafür kaufte. So waren jetzt manche Häuser spottwohlfeil zu kaufen, und Salomon bewirkte dann beim Kommandanten, daß sie zu den Kasernen geschlagen wurden, so, daß er der darauf haftenden bürgerlichen Lasten entübrigt ward. Seinem Oheim redete er abermal Papiere auf, der Mann wurde nachgrade schwachsinnig, und Salomon gedachte sich dessen, um was er ihn enterben wollte, so zu bemächtigen, was nach und nach auch vollkommen gelang.

Da es aber endlich zum Frieden sich anließ, wußte Salomon früher darum, als irgend Jemand, theils durch die feindlichen Behörden, theils indem er einen Agenten im Hauptquartiere hielt, der kein Geld sparen durfte, um Nachrichten zu erhalten, und sie zeitig ihm zuzufertigen. Aber grade nun wurden mißliche Nachrichten von Verlängerung des Krieges, von keinem Hoffen, das Fürstenthum werde seinem Landesherrn wieder anheim fallen, und derlei, in Menge ausgesprengt. Fanden sie schon Widerspruch, hatten manche Kaufleute auch bewährte Nachrichten, blieb man im Allgemeinen doch ungewiß, und Salomon trieb es feiner als andere, hatte selbst Schriftsteller in Sold, die in Journal- und Zeitungsaufsätzen die Zukunft trüber, als die Gegenwart, aufstellen mußten.

Dagegen ließ er, weil es ihm nun Zeit dünkte, unter der Hand Papiere der Landschaft und Bons der Stadt aufkaufen. Meistens erhielt er sie um Vierzig vom Hundert, und konnte jetzt sowohl über sehr bedeutende Summen gebieten, als Kredit nach Wunsch finden. Als der Friede nahe rückte, hielt er, bis zum Hauptquartiere, auf jede Viertelmeile einen reitenden Boten, doch nicht in der Hauptstraße, sondern nebenweg, um kein Aufsehen zu erregen. Da nun sein Agent in dem ersten Augenblick des Abschlusses die Reuterlinie in Bewegung setzte, konnte Salomon um vierundzwanzig Stunden früher benachrichtigt seyn, als nur Stafetten anlangen konnten. Und nun gerade suchte er das Publikum noch recht irre zu führen, da auch, im Hauptquartiere geschmiedete, Briefe an mehrere Einwohner der Stadt eintreffen mußten, die von Zerschlagung des Friedensgeschäfts und Wiederanfang der Feindseeligkeiten sprachen, ja man wollte schon von einer neuen unglücklichen Schlacht wissen.

Und nun wandte Salomon die letzten Baarschaften an, borgte auf, wo es nur anging, stellte Wechsel aus, Alles, um nur noch so viele Papiere als möglich einzuhandeln. Die große Nachfrage hob sie noch in etwas, doch erreichte er seine Absicht noch gut genug, und erstand die theuersten nicht höher, als um fünfundvierzig Prozent. Wie

nun aber die Friedensnachricht eintraf, gingen sie gleich auf funfzig. Salomon bewahrte die seinigen aber, wohl ahnend, ihre Steigekraft werde mächtig zunehmen, und seine Verbindlichkeiten hie und da zu erfüllen, konnte ihm nicht mißglücken, da er, wenn er Wechsel zu bezahlen hatte, ja nur Papiere bei Kapitalisten in Unterpfand geben durfte.

Salomon hatte übrigens um mehr als Fünfmalhunderttausend Thaler Papiere an sich gebracht, und im Durchschnitt etwa zu zweiundvierzig vom Hundert. Wenn sie bis vierundachtzig gegangen wären, nahm er sich vor, sie zu veräußern, ehe nicht, länger wollte er jedoch auch nicht warten, mit funfzig Prozent Gewinn sich begnügen, weil das al pari ihm doch zu weit hinaus zu liegen schien.

Freilich entflohen zwar Jahre, und der gewünschte Stand war noch nicht erreicht. Die Landschaft bezahlte aber jetzt ihre Zinsen richtig, der Magistrat hatte seine Bons auch in zinsliche Papiere verwandelt, bis ihn die erhöht stehen gebliebene Akzise dahin würde gebracht haben, sie gänzlich einzulösen. Weil auch der Landesherr zum Besten des öffentlichen Kredits that, was er nur vermochte, würden alle Papiere bald wieder auf den Nennwerth gekommen seyn, wenn man dem Feinde nicht noch ansehnliche Brandschatzungsgelder hätte bezahlen müssen, was noch das Land

sehr angriff. So zögerte sich ihr Steigen aber noch.

Demungeachtet empfing Salomon gute Zinsen, und Herr von so vielen Papieren, konnte er auch stets Herr von großen Summen seyn, machte anderweitige Geschäfte in Menge, so wie man das von ihm gestiftete Wechselkomptoir jetzt für das erste in der Stadt hielt.

Nach etwas mehr als zwei Jahren kamen die Papiere auf vier- und fünfundachtzig, und Salomon schlug nun allmählig los. Durch die dazu gelegten Zinsen und anderen Gewinn waren die Papiere, um Fünfmalhunderttausend Thaler gekauft, jetzt sein reines Eigenthum geworden, funfzig vom Hundert gewann er nunmehr darauf, und war nun Besitzer einer Million. Das heißt, durch Steigekraft der Papiere steigen.

Er hatte bei dem Allen einen feinen Geruch bewährt; es gab, nicht lange hernach, wieder Krieg, und die Papiere sanken.

Daß aber Jemand, der eine Million und Salomonische Weisheit besitzt, auch in der Folge nicht zu kurz kam, wird Jeder schon vermuthen. Da gab es neue Lieferungen, Geschäfte mit Kolonialwaaren, neue, mit Papieren, mit Wechseln, und die Völkerschlacht bei Leipzig prägte endlich noch ein trophäenartiges Siegel auf die weisen Unternehmungen. Denn Papiere auf Papiere

hatte Salomon damal wieder um geringen Preis gehäuft, und erlebte nach Jahr und Tag, daß sie meistens al pari standen. Nun ist er der reichste Mann im Fürstenthum, und hat er Viele arm gemacht, kann er sie fragen: Warum wart ihr nicht weise?

Die zum Glück der Liebenden fehlende winzige Kleinigkeit.

(Eine wahre Geschichte.)

Mamsell Lisettchen war bei ihrer Tante, und diese die Gattin eines Kaffeewirthes. Lisettchen half in der Wirthschaft, wo man eine ziemlich gute Nahrung sahe. Sie hat sich die Aufforderung der Tante, bei ihr zu wohnen, nicht sowohl darum gefallen lassen, daß sie dort gutem Essen und Trinken entgegen sehen konnte — denn bei ihrer Mutter fehlte es ihr daran auch eben nicht — sondern weil viele und allerhand Gesellschaft das Kaffeehaus besuchte. Darunter waren die jungen Leute ihr Augenmerk.

Mißverstand bleibe hier fern. Lisettchen war brav erzogen, hatte feste Grundsätze. Doch, wie man sagt:

Alle Mädchen auf der Erden
Wollen gerne Weiber werden,

macht sie da auch keine Ausnahme, was weder befremden darf, noch sie billig tadeln läßt. Sie

zog ihre Rechnung so: ihre Mutter, eine Wittwe, lebte eng und eingezogen, in einer abgelegnen Straße, ging selten aus, pflegte wenig Bekanntschaft. Dort sah Lisettchen wenige junge Leute vom andern Geschlecht, und wurde eben so wenig gesehen. Soll jedoch eine Heirath sich anknüpfen, muß das Sehen doch vorangehen, eine Regel, die nur bei fürstlichen Personen, und in andern Fällen eine Ausnahme leidet. Auf dem Kaffeehause wurde sie dagegen täglich gesehn, konnte einem der Anschauenden gefallen, dies konnte Jemand seyn, der ihr wieder gefiel, es auch werth war u. s. w. Dies ist eine — und sehr erlaubte — Spekulation bei tausend jungen Mädchen, die sich hie und da an öffentlichen Orten zeigen.

Genug, Lisettchen zog zur Tante, nahm sich übrigens vor, den sich einfindenden Gästen höflich und anständig, doch auch mit der nöthigen Zurückhaltung zu begegnen, daß man nie die Achtung gegen sie aus den Augen setze.

Im Anfang bekümmerten die Gäste sich wenig um sie. Mehrere ältere Geschäftsleute besuchten nur Abends dies Kaffeehaus, um sich von der Arbeit des Tages zu entspannen, tranken Bier, rauchten Taback, lasen Zeitungen, plauderten, wie das so geht. Auch waren dies meistens verheirathete Männer. Die jüngeren spielten Billard,

oder scherzten mit einander. Wandten sie bisweilen mit ihren Scherzen sich an Lisettchen, so geschah es nicht selten auf eine Weise, die ihr nicht gefallen konnte.

Nach einigen Wochen erschien hingegen zum erstenmale ein artiger junger Mann Nachmittags. Er bat höflich um eine Portion Kaffee und eine Pfeife. Der Marquer war nicht bei der Hand, Lisettchen reichte ihm beides. Er dankte verbindlich, und schien sie mit einiger angenehmen Befremdung anzusehen. Das entging Lisettchen nicht, denn Mädchen sind in dergleichen Beobachtungen scharfsichtig.

Der junge Mann fand den andern Tag sich wieder ein, blieb länger, kam von nun an jeden Tag, doch spät erst, und blieb dann den ganzen Abend. Da er jedesmal mit Lisettchen zu sprechen suchte, und es mit aller Freundlichkeit that, zweifelte sie nicht: er wiederhole seine Besuche, weil er sie hier, und mit Wohlgefallen, gesehen habe.

Der junge Mensch konnte etwa zwanzig Jahre zählen. Roh und unverschämt war er im mindesten nicht, zeigte vielmehr sich bescheiden und sittsam. Seine Gestalt war vortheilhaft. Eine mittlere Höhe, wohlgeformt, brennend schwarze Augen, schwarzes bildlich geordnetes Haar. Sein Anzug war fein, elegant, doch ohne modige Ueber=

treibung. Eine schöne goldne Uhr ließen Wohlstand vermuthen.

Dies Alles konnte Lisettchen nicht mißfallen. Wer mochte der junge Mensch seyn? Niemand von den gewöhnlichen Gästen kannte ihn. Er sagte jedoch einmal zu Lisettchen: steif und müde saß ich mich heute auf dem Comptoir, gut, daß ich mich nun ein Stündchen zerstreuen kann, und wo könnte ich es angenehmer, als bei Ihnen, mein schönes Lisettchen!

Daraus ging nun hervor, daß er kaufmännische Geschäfte triebe. Ob noch in einem fremden Hause, oder schon auf eigne Rechnung, war eine andere Frage. Doch in jenem Fall konnte er sich doch bald selbst ansiedeln. Geschickt holte ihn Lisettchen aus, ob er bereits verheirathet sey, und hörte sein Nein mit großem Behagen. Noch mehr Freude und Wonne gab es ihr, daß er hinzusetzte: Vielleicht wäre ich es schon, wenn ich unter unsern Mädchen eins gefunden hätte, das Ihnen gliche.

Schön klingende Worte, die Lisettchen gleichwohl mißverstand. Sie urtheilte: der junge Mann wäre aus einer andern Stadt gebürtig, noch nicht lange hier, habe dort nicht gefunden, was er gewünscht, aber — nun hier. Denn Reden dieser Art, und das gesammte übrige Betragen des jungen Mannes, deuteten ja an, daß er

in Lisettchen verliebt sey. Und nun konnte sie mit der Frage sich beschäftigen: ob sie wieder in den einnehmenden Jüngling sich verlieben solle, oder nicht. Denn — wie Herr von Hippel, Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, richtig bemerkt — ist das bei Mädchen anders, wie bei den Männern. Wenn diese nur glauben, Liebe dränge sich unwillkührlich auf, komme von außen her, lasse nicht sich wollen, auch wenn man drüben alle mögliche Liebenswürdigkeit sieht; meinen Jene hingegen: im Fall der Liebenswürdigkeit, und bei sonst ziemenden, angemessenen Nebenumständen, sey Liebe anzuregen, von innen nach außen auf einen Gegenstand zu werfen, der Klugheit zu lieben empfiehlt. Sie halten oft auch Wort, lieben dann wirklich, und die ganze Erscheinung verliert das Seltsame, wenn man bedenkt, daß ihnen nicht, wie den Männern, freie Wahl zusteht, daß sie, nach Shakespear, da sind, gesucht zu werden, nicht selbst zu suchen.

Indem Lisettchen jene Frage sich vorlegte, lag die Antwort auch nahe: sie würde da ohne Zweifel wohl thun, den sie offenbar liebenden jungen Menschen wieder zu lieben, dafern seine Absichten redlich und die anderweitigen Umstände auch erwünscht angethan wären.

Es kam darauf an, hierüber Nachrichten einzuziehen. Da er sich jeden Abend lange, und

beinahe nur ausschließlich mit ihr unterhielt, konnten geschickte Fragen ja wohl manchen Aufschluß erzielen. Ich weiß Sie immer nicht zu nennen, sagte Lisettchen, wie ist denn der wertheste Name?

Ich heiße Meier, antwortete der junge Mann.

Sind Sie, um Vergebung, denn von hier?

Nein, aus ***.

Leben dort Ihre Eltern?

Die Mutter ist todt, mein Vater ein dortiger Handelsmann. Ich bin schon mehrere Jahre hier, weil ich mich auch dem Handel widme, mich darin zu vervollkommnen. Nach Jahr und Tag etwa denke ich auf eigne Hand mich anzusetzen. Noch bin ich nicht bestimmt, ob in meiner Vaterstadt oder hier. Seit einiger Zeit gefällt es mir viel mehr hier, als im Anfang, und so möchte wohl der letzte Fall eintreten.

Dann werden Sie auch wohl — sich verheirathen?

Lisettchen sagte das hustend, und das mit einigem verlegnen Erröthen. Herr Meier lächelte, und gab zur Antwort: ohne das wird es schon nicht abgehn.

Ein andermal regte sie die nehmliche Saite wieder an, kam, nach einigen Umschweifen, dahin, daß sie die Vermuthung äußerte: Herr Meier

würde sich ohne Zweifel — bei seiner Ansiedelung auf eigene Hand — nach einem sehr reichen Mädchen umsehn.

Nein, entgegnete er, und ich habe das, Gott sey Dank, nicht eben nöthig. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen, gern fleißig und thätig, keinem unnützen Aufwand, noch weniger Ausschweifungen ergeben, und so hoffe ich mein Fortkommen doch zu finden. Meine Sinnesart, meine Gefühlsweise — sind darin eigen, abweichend von meinen meisten Bekannten. Auch mit Hunderttausend Thalern möchte ich keine Braut, zu der ich keine Neigung empfände. Am liebsten wirklich ein armes Mädchen, das ich liebte, weil ich da am ersten hoffen könnte, mich wieder geliebt zu sehn. Und striche ich keine Mitgabe ein, würde auch solches Mädchen am wenigsten eitlen unnöthigen Aufwand veranlassen, und durch gute Wirthschaft dem Hauswesen nützen.

Lisettchen erwiederte: das ist — in der That — edel gedacht. Nur — was würde Ihr Herr Vater sagen? Man weiß auch, wie Kaufleute über den Punkt denken.

Vom meinigen hätte ich da keine Einwendung zu besorgen, entgegnete der junge Mann. Er würde mir freie Wahl geben, nur — wie auch billig — voraussetzen, daß meine Wahl ein gutmüthiges, unbescholtenes, häusliches Mädchen

träfe. Nur über einen anderen Punkt hält er mit Strenge, mit festen abgeschlossenen Grundsätzen, um mich so auszudrücken. Und ich bin wahrlich auch nicht gesonnen, ihm da jemals zu widerstreben, theils weil ich ihm als Sohn Gehorsam schuldig bin, theils weil meine Ueberzeugungen auch den seinigen vollkommen begegnen.

Mußte nicht Lisettchen das alles ungemein gern hören, nicht Zauberklänge angenehmer Hoffnungen ihr entgegentönen? Ein schöner Jüngling, gutdenkend, wohlhabend, im Begriff, nach einiger Zeit eine eigene Haushaltung zu gründen. Ein Vater, der kein Widerstreben fürchten ließ. Und so unzweideutige Beweise, des Sohnes liebende Zuneigung gewonnen zu haben. Denn jeden Abend erschien er, und indem er selten nur an den Gesprächen der übrigen Gäste Theil nahm, schien es doch gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß sie der Magnet sey, der ihn anzöge. Diesen Jüngling konnte, durfte sie lieben, sprach die Klugheit, und nun bestätigte das auch ihr tiefstes Gemüth. Dies gab ihr Betragen nicht undeutlich zu erkennen, auch Herr Meier schien ihre Meinung von ihm, ihr Wohlwollen, ihre Freude, wenn er kam, mit hohem Vergnügen wahrzunehmen, und immer inniger wurden die abendlichen Unterhaltungen.

Eine Leipziger Messe nahte, er mußte sie beziehen. Vielleicht ist es die letzte, sagte er, die ich in fremden Geschäften bereise, denn gewisse Umstände — über die ich schon mit meinem Vater unterhandle — bewegen mich, früher als ich sonst gedacht, eine eigne Niederlassung vorzubereiten.

Welche Umstände mochten das seyn, fragte sich Lisetchen, und es versteht sich nun schon, wie sie das sich beantwortete. Sie warf auch beiläufig die Frage hin: welchen Gang die angeknüpften Unterhandlungen mit seinem Vater nähmen? Die Antwort hieß: nun — ganz wollte er nicht gleich in meine Ansichten treten, erklärte sich für meinen Geburtsort, und ich möchte doch so gern hier bleiben. Und noch eins und das andere. Doch nach dem letzten empfangenen Briefe zweifle ich nicht mehr, wir werden bald einverstanden seyn. Der Mann ist zu gut, meinen Wünschen — die ich ja auch als vernünftig rechtfertigen kann — sich zu versagen.

Einige Tage vor der Abreise that der junge Mann wie schwermüthig, gestand auch: er trenne sich diesmal nicht leicht von dieser Stadt, weil seine Entfernung ihn des Vergnügens beraube, in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Freundin zu seyn. Ich werde das — fügte er hinzu — jedoch leichter tragen, wenn Sie mir gestatten,

daß ich Ihnen etwas mitbringe, hoffen darf, daß Sie ein solches Andenken mit Güte annehmen werden. Lisettchen antwortete durch artiges Verbitten aller Umstände.

Den Abend vorher sagte er mit Herzlichkeit Lebewohl, und Lisettchen konnte ein paar Thränen nicht mehr zurückdrängen. Am andern Tag scherzten einige vorlaute Gäste über ihre Niedergeschlagenheit. Mamsell Lisettchen, hieß es bei dem Einen, ist heute so still, und, mein Seel, obenein blaß. Wie kann das fehlen, sagte der Andere, ist doch ihr Liebhaber nicht da. Sie erröthete. Auch das begleiteten scherzhafte Anmerkungen.

Die Tante war eben Zeugin davon, und diese Wendung der Sache bewog sie, Lisettchen in ein Nebengemach zu rufen, um dort ausführlich mit ihr davon zu sprechen. Allerdings hatte sie die täglichen Gespräche und Aufmerksamkeiten des jungen Mannes für die Nichte beobachtet, aber — in häuslichen Geschäften verstrickt — doch nicht so genau, wie manche sonst Anwesende. Sie war auch ihm nicht abhold, bei der einnehmenden Außenseite, und dem auch gegen sie verbindlich höflichen Betragen. Er hatte einigemal Lisettchen ein Schauspielbillet gebracht, und, damit sie nicht allein ginge, dann auch eins für die Tante. Ein andermal hatte er, im Winter, einen schönen blühenden Rosenstock gesandt, den

Lisett-

Lisettchen in das Wohnzimmer ihrer Tante stellte, und was dem mehr war.

Als eine sonst ganz vernünftige Frau, und ihrer — auch nicht tadelhaften — Nichte herzlich zugethan, glaubte sie nun, die Beziehungen derselben zu Herrn Meier um so mehr erforschen zu müssen, als die Gäste sich hier schon Bemerkungen erlaubten. Liebes Kind, fing sie an, junge Leute sind wohl gegen Mädchen freundlich und artig, ohne daß sie dabei im Sinn haben, was ein Mädchen nur zu leicht denkt und hofft. Es ist ihnen um Erheiterung, um angenehm hingebrachte Stunden zu thun, ich will nicht sagen, um Verführung, hier nicht, dazu scheint Herr Meier zu redlich, und ich kenne dich. Bisweilen giebt es auch wohl ein ernsthaft Plänchen, doch nur für einige Zeit, man besinnt sich wieder, oder auch die Umstände geben nicht zu, was man will. Darum ist ein Mädchen nie vorsichtig genug. Allen Bekanntschaften, Annäherungen, Gesprächen auszuweichen — das geht freilich nicht. Es würde Ziererei genannt werden, und ein solches Mädchen — wer kann es läugnen — käme da wohl nie unter die Haube, besonders ohne Vermögen. Es taugt aber auch gar nicht, wenn man durch falsche Hoffnungen sich bethört. Das bringt ein paar angenehme Tage und hernach vielleicht Jahre lang Unruhe, Gram und Kummer. Es taugt

eben so wenig, hat oft die übelsten Folgen, wenn von einem Mädchen gesagt wird: der und der ist ihr Liebhaber, und die Sache im Ernst sich doch nicht so verhält. Ein Liebhaber, aus dem kein Ehemann wird, bringt ja ein Mädchen nur um den guten Ruf, macht, daß ein anderer wegbleibt, der sonst gern ihr Mann geworden wäre. Weil nun schon die Gäste Herrn Meier deinen Liebhaber nennen, würde es mir leid und weh in der Seele thun, wenn sie lögen. Sage mir also — und ganz offen — wie stehst Du mit ihm, wie weit ist es mit seinen Erklärungen gekommen?

Lisettchen war die Offenheit selbst, gestand ihre Neigung, indem sie die gar nicht verwerflichen Gründe zugleich nannte. Keine Andeutung, kein Zeichen, woraus sie vermuthete, Herr Meier liebe sie wahr, redlich, und gehe mit dem Vorhaben um, sie zu heirathen, blieb verschwiegen. Doch — von einer ganz wörtlich-deutlichen Erklärung hatte sie auch nichts zu berichten, denn der junge Mann hatte sie bisher noch nicht gethan. Einleuchtend aber deshalb — fügte sie hinzu — weil er mit dem Vater sich darüber noch nicht einigte, wiewohl dessen letzter Brief — so gab er mir ausdrücklich zu verstehn — keinen Zweifel mehr ließ. Vielleicht erwartet er auf sein Rückschreiben eine vollkommen bestätigende Ant-

wort, denkt erst dann sich mir zu offenbaren. Und das ist redlich, ich muß ihn um so mehr achten.

Bei Lisettchen drückten Liebe und Hoffnung mit in die Schaale, darum wogen die aufgezählten Vermuthungen bei der Tante nicht so schwer; doch warf sie diese — allerdings mit vielem guten Anschein ausgestatteten — Vermuthungen auch nicht weg. Sie erklärte jedoch ihrer Nichte: in jedem Fall sey nun der Zeitpunkt schon da, wo man auf ein bestimmtes Wort dringen müsse. Wolle, oder könne Herr Meier es nicht geben, dürfe ihr Umgang mit ihm auch nicht länger bestehn, sie müsse vielmehr gleich wieder zu ihrer Mutter, um so zeitig als möglich dem Gerede über die Sache ein Ende zu machen.

Lisettchen erzählte nun: im Augenblick des Scheidens — unter sichtbar wehmüthigen Empfindungen — habe der junge Mann sie gebeten, ihr von der Messe ein Andenken mitbringen zu dürfen, und hinzugesetzt: nur die Aussicht, daß es eine gütige Aufnahme finden werde, könne ihm den Schmerz der abwesenden Entfernung tragen helfen.

Ein Andenken, sagte die Tante, ein Andenken? Das klingt ja, als wenn er sich dann auf immer entfernen wollte. —

Ei warum nicht gar, liebe Tante, fiel Li-settchen ein. Er siedelt sich ja in unsre Stadt an, sprach ja auch oft davon: wie sehr er wünsche, die Messe wäre vorüber, um wieder so glückliche Abendstunden in meiner Gesellschaft hinbringen zu können. „Abendstunden — hm, Abendstunden —“ Liebe Tante, Sie sind zu besorgt. Ich muß ihn doch näher kennen, über den Ernst, die Rechtschaffenheit in seinen Gefühlen und Absichten, zu Aufschlüssen gelangt seyn, die mir sein Inneres kund thun.

Und wie redlich wünsche ich, du mögest nicht irren. Bei dem Allen, fehlt unter den Aufschlüssen der wesentliche. Und das mitgebrachte Andenken — vielleicht hat er es auch so genannt, um das Wort Geschenk zu vermeiden, obschon das wieder bei ernsten Absichten paßte, — nun das Andenken bietet eine Gelegenheit, ihn auf eine unumwundene Erklärung zu führen, und versäume sie ja nicht. Ein Theaterbillet, eine Blume und dergleichen, kann ein Mädchen schon von Jemanden, der blos das Haus oft besucht, und sich als Freund darstellt, annehmen, indessen auch mit Vorsicht, und nicht zu oft. Wäre es hingegen ein Kleidungsstück, ein Zeug dazu, genug etwas, das man hernach trägt, lange vor den Augen der Leute, würde es zu viel Aufsehn geben, man lehne es höflich ab, denn —

Liebe Tante, fiel die Nichte ihr ins Wort, ich möchte beinah leise ahnen — daß es ein Ring seyn wird. Bis dahin kömmt ihm vielleicht noch ein Brief vom Vater zu — nein, ich besinne mich, der Vater wird selbst auf die Messe kommen, der Sohn ihn dort sprechen. —

Nun, hob Jene wieder an, ein Ring trüge seine Erklärung schon in sich. Wär es dagegen etwas Anderes, so folge meinem Rath. Lehne es ab, mit allem verbindlichen Dank. Er wird ohne Zweifel dann fragen, aus welchen Gründen, und da ziemt es denn schon, sie anzudeuten. Das kann man leicht auf eine zarte Weise, indem man dem andern Theil zugleich alle Achtung bezeugt, das Wort Liebe aber ja vermeiden. Denn hegte er nicht die vermuthete Absicht, würde das Mädchen sich zu viel vergeben haben; fühlte er unedel, ihm selbst einen schadenfrohen Triumph, mit dem er sogar prahlen könnte, bereiten. Ich überlasse das Alles deiner Klugheit.

Lisettchen fand die Urtheile und Weisungen der Tante umsichtig und gutmüthig, nur immer noch zu viele bedenkliche Sorge darin. Anders, und zweifellos hoch erfreuend, malte ihr die eigne Fantasie das Künftige. Demungeachtet beschloß die Nichte, jenem ertheilten Rath pünktlich nachzuleben, wollte sie doch auch, so bald als möglich die unumwundne, die Sachen bestimmende,

so angenehm sich hörende Erklärung, von den Lippen des Getreuen vernehmen.

Sie zählte Tage und Stunden bis zur freudigen Heimkehr, empfand große Langeweile bis dahin. Endlich war diese öde Zeit umgelaufen, und Herr Meier blieb nicht aus. Kaum vom Wagen gestiegen, noch in Reisekleidern, machte er Lisettchen schon seine Aufwartung. Unter dem weiten Oberrock trug er das mitgebrachte Andenken, nahm es hervor, und breitete es aus. Ein Ring war es also nicht, doch ein Merinoumschlagetuch, groß, fein, mit einer trefflich gearbeiteten Kante umgeben, von einer schönen Farbe, es hatte gewiß funfzig Thaler gekostet; und mit verbindlicher Artigkeit übergeben.

Lisettchen warf einen Blick darauf. Ein Geschenk an Putzwerk lächelt jedes Mädchen an, und noch dazu von lieben Händen. Dies Geschenk war ohnehin mit Recht zu loben. Gleichwohl dachte Lisettchen an den Rath ihrer Tante, und zauderte auch mit dem ablehnenden Worte, hoffend, sie würde von Herrn Meier nun etwas hören, das sie des Ablehnens überheben könne. Als: die bestimmende Erklärung, die Nachricht, mit dem Vater alles ausgeglichen zu haben; vielleicht folgte der Ring dann noch dem Tuche, ob er gleich ihm passender vorangegangen wäre. So durchflogen Ahnungen das gute Mädchen, nur

schlimm hingegen, daß eine Ahnung selten eintrifft. So ging es auch hier. Ungemein höflich, wie immer, mit Achtung und Herzlichkeit wie immer, nur heute mit einem etwas nachdrücklichen Betonen der Rede, welchen Klang die Wiedersehungsfreude beizufügen schien, bat der Geber Lisettchen, dies kleine Andenken der Freundschaft gütig aufnehmen zu wollen, und eilte dann schnell darüber hin, um Dank zu vermeiden, erkundigte sich nach Lisettchens Befinden, während seiner Entfernung, nach dem ihrer Tante, und was dem mehr war.

Länger konnte Lisettchen nun doch nicht zaudern. Etwas frostig unterbrach sie alle die Höflichkeiten. Das Wort Freundschaft — wie angenehm unter andern Umständen auch — hatte ihr mißfallen, sie um so mehr aufgeregt, als die immer noch gehoffte Steigerung des Gefühls darüber ausblieb. Sie gab statt dessen nun die Erklärung: wie sie unmöglich das schöne Tuch annehmen könne. Da es nicht in einem Ton geschah, der zu erwarten gab: die Weigerungen träten nur der Form willen auf, und dürften sich überwinden lassen, fragte der junge Mann bestürzt: Warum Mademoisell — warum? Ich hatte einigen Grund, mir zu schmeicheln: Sie würden ein Andenken meiner Freundschaft nicht abweisen.

Lisettchen blieb nicht in dem Takt, welchen die Verwandte ihr empfohlen hatte; ihr Blut ward zu heiß. Sie sollte das Wort Liebe vermeiden, Alles kam jedoch hier auf Liebe an, und so drängte sich das verbotene Wort doch unwillkührlich hervor. Noch mit einigem Hoffen, doch überwiegend mit Unmuth und gekränkter Empfindung, sagte sie: Ich darf es nicht annehmen, es wäre denn, — meine Vermuthungen hätten mich nicht getäuscht — Sie weckten in mir diese Vermuthungen — und wirklich muß ich Ihr Betragen sehr tadeln, wenn sie nichtig sind — warum soll ich es nicht gestehn, Sie haben mich zu dem Glauben berechtigt: daß — Sie mich lieben. —

Sie lieben, Mademoisell? unterbrach sie Herr Meier; wie durfte ich das! Meine zarte Achtung gegen Sie — die Ihre hohe Liebenswürdigkeit nur zu sehr erkennt, — verbietet mir schon, zu glauben, daß Sie zugeben würden, daß ich Ihnen Liebe gestände.

Lisettchen konnte den Sinn dieser Rede nicht fassen, und entgegnete noch empfindlicher, kalt: So lieben Sie mich also nicht?

Der junge Mann trat mit Verwunderung einen Schritt zurück, und sehr innig antwortete er nach einer kleinen Pause: Mademoisell, beim Himmel, es kostet mir schweren Selbstkampf ge-

nug, wenn ich Ihnen nicht sage: daß ich Sie liebe. Daß ich aber sagen sollte: ich liebte Sie nicht, hieße mir selbst zu viel auflegen; ich sehe auch nicht ein, wozu ich meine rechtlichen Gesinnungen mit einer solchen Lüge beflekken sollte.

Das klang nun wieder ganz anders, mußte Lisettchens Verwirrung nothwendig erhöhen. Weniger kalt, mehr bewegt, hub sie wieder an: das ist doch ungemein räthselhaft. —

Aber wie so, versetzte er? Nie würde ich die Saite berührt haben, sicher hätte ich das über mich gewonnen; Sie Mademoisell, verzeihen Sie mir die Bemerkung, Sie regten die Saite an. Ich mußte ja wohl fühlen, durchsehn, — mein Verhältniß erwägen — genug wissen, daß ich von Ihnen nicht Liebe hoffen kann. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, rechtliche Liebe, hoffe mindestens, Sie verkennen mich nicht in einem so hohen Grade, daß Sie — kurz Ihre Freundschaft allein durfte mein Ziel bleiben. Sie — wie ich mir schmeichelte — vielleicht erworben zu haben, den Umgang mit Ihnen fortzusetzen, war — —

Lisettchen fing nun an ärgerlich zu werden, unterbrach ihn mit Hitze: Ich glaubte — komme darauf zurück, daß Sie mich dazu berechtigten, woran Sie, wie ich nun um so mehr sehe, un-

redlich handelten, als Ihr Betragen mich schon in den Mund der Leute brachte. — Ich glaubte, mußte glauben, Sie hätten den Plan entworfen, mich zu heirathen.

Aber wie konnte ich das, Mademoisell?

Die Frage muß mir doch wieder räthselhaft genug klingen, da Sie oft auf Unterhandlungen mit dem Vater anspielten, zuletzt eine völlige Einverständigung als nahe ankündigten.

Ueber andre Gegenstände, Mademoisell, die meine zu beginnenden eignen Handelsgeschäfte betrafen. Daß mein Vater über einen gewissen Punkt mit Strenge hält, sagte ich auch, fügte hinzu: daß meine Ueberzeugungen da die Seinigen wären, und sehe daher nicht ein, wie ich in Ihnen Vermuthungen wecken konnte — ich suchte Ihnen vielmehr zeitig zu begegnen. —

„Sagen Sie: mich zu betrügen.“

Gott, welch ein hartes ungerechtes Wort! rief der junge Mann. Aber — welche Vermuthung drängt sich mir nun — beim Himmel nun erst auf. Sollten Sie denn vielleicht nicht wissen — von Niemand gehört haben — sollte es Ihnen vielleicht entgangen seyn — daß ich ein Jude bin?

Nun trat Lisettchen einen großen Schritt zurück, und verstummte.

Ich bin doch so unbekannt nicht, fing Jener

wieder an. Einigemal waren Gäste hier, mit denen ich Geschäfte hatte. Und die Christen pflegenuns das sonst ja immer anzusehn. Trüge ich denn kein Zeichen — wahrlich verläugnen habe ich das nie wollen.

Lisettchen sank in großen Schmerz, und stammelte die Versicherung heraus: sie habe das nie gewußt, nie geahnt, zumal seinen Namen auch manche Christen führten.

Unglücklicher Irrthum! rief Jener. Freilich darf ich nun auch als Freund — Sie nicht mehr wiedersehn. Das schuldlos verursachte Unrecht will ich gut machen, wie ich kann. Ereignet sich eine Gelegenheit, wo ich Ihnen thätig zu nützen vermag, so schicken Sie zu dem entfernten Freund, was in seinen Kräften steht, wird er leisten. Und nun leben Sie wohl.

Er mied von der Stunde an das Haus. Lisettchen eilte zu ihrer Mutter. Ein würdiger Jüngling, ein würdiges Mädchen! was zu ihrem Glück fehlte, war eigentlich eine winzige Kleinigkeit.

Des Juden Hirsch Reise nach Siberien,

oder

merkwürdigstes Jahr seines Lebens.

Friedrich des Großen furchtbarste Gegner im siebenjährigen Kriege, waren ohne Zweifel die Russen, wegen ihrer so überlegenen Zahl ihrer abgehärteten Soldaten, ihrer schonungslosen Behandlung eines feindlichen Landes. Bei dem Allen hätten sie ihre Vortheile weiter treiben, namentlich ihre Siege bei Jägerndorf und Frankfurt mehr nützen können. Daß es nicht geschah, hing zum Theil an Ursachen, die nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth kein Geheimniß mehr blieben. Die Monarchin war kränklich, der Thronfolger hatte ein dem ihrigen ganz entgegengesetztes System. Er bewunderte den König von Preussen enthusiastisch, mißbilligte es höchlich, daß so viele Mächte ihn zugleich angegriffen hatten, und barg seine Freude ganz und gar nicht, wenn es dem Helden gelang, einen Sieg zu erfechten. Es ließ

sich unbezweifelt voraussehen, daß er, wenn die Kaiserin gestorben wäre, sogleich mit dem Könige Frieden machen, wohl selbst ein Bündniß knüpfen werde.

Hieraus folgte, daß alle russische Generäle, die ein Heer befehligten, nicht ohne Verlegenheit seyn konnten. Waren sie glücklich, fanden sie Lob und Lohn bei ihrer Kaiserin; dem Großfürsten mißfielen sie dagegen, und es ließ wohl aus dem hinfälligen Gesundheitszustande der Monarchin ahnen, daß Peter in nicht langer Zeit den Thron besteigen würde. So erklärt sich denn manches Schwanken und Zaudern, wo sie die Maasregeln entschlossener hätten durchtreiben können.

Peter durfte es freilich nicht wagen, einem Fermor oder Butturlin anzudeuten, was er wünschte, indessen fehlt es einem Thronerben nicht an Mitteln, doch einiges von seinen Absichten zu erreichen. So war man oft im preußischen Heere ziemlich von dem unterrichtet, was die Russen vornehmen würden, und konnte die eignen Bewegungen darnach bestimmen. Hieraus entsprang immer schon ein wichtiger Vortheil, wenn gleich die Feldherren dem ernsten Gebot der Kaiserin nachlebten.

Sollten aber geheime Winke erfolgen, mußte es auch Personen geben, die sie mittheilten, oder

auf andere Weise es dahin zu leiten suchten, daß nicht die Sachen zu übel für Preussen gingen. Von dem General T*** ist allgemein behauptet worden, er sey das Organ des Thronfolgers gewesen, und habe vorzüglich den Prinzen Heinrich von Preussen mit Nachrichten versorgt, die ihm ersprieslich seyn konnten.

Von dem Allen verlautete nie etwas öffentlich, wie denn auch Unternehmungen solcher Art den geheimnißvollsten Schleier bedingen; die Geschichte eines neumärkischen Juden aber kann wenigstens viel von dem, was man zu muthmaßen hat, bestätigen.

Der Jude nannte sich Hirsch, lebte noch lange nach dem siebenjährigen Kriege, und erzählte seine schauderhaften, und theilweise romanhaften Begebenheiten ohne Hehl.

Er hatte, so vielen seiner Glaubensbrüder ähnlich, eine sehr lebhafte Neigung zum Gewinn. Bei einem kleinen Gefecht der Russen mit den preußischen Truppen unter dem Grafen Dohna, trieb sie ihn an, sich in den Kugelregen zu wagen, um aus erster Hand, und ehe ihm der Kauf von Anderen verdorben würde, von den Kosacken Uhren, Tressen und dergleichen, was sie Gefangenen oder Todten abgenommen, einzuhandeln. Dies mußte eine Person von Bedeutung gesehn, und dabei gedacht haben: Dieser Jude, der so

dreist im Geldgewinn ist, wird dafür zu mehrerem zu brauchen seyn.

Unvermuthet ward ihm der Antrag: als Marketender dem russischen Heere zu folgen. Er hatte nicht Baarschaft genug, um die ersten Einkäufe zu bestreiten, der Offizier aber, von welchem der Antrag ausgegangen war, versorgte ihn hinlänglich damit, um sich Wagen und Pferde, ein Zelt und allerhand zu verkaufende Lebensmittel anzuschaffen. Hirsch empfing auch einen Paß als Marketender, welcher ihm den Eingang und Ausgang bei russischen Lägern und Kantonnirungsquartieren sicherte.

Nach einiger Zeit erinnerte man ihn, einen Gehülfen anzunehmen, der, wenn er Einkäufe besorgte, den Verkauf wahrnähme, und es geschah.

Nun erschien jener Offizier aber einst in nächtlicher Weile bei ihm, und muthete ihm zu: eine Reise nach Sachsen, ins Hauptquartier des Prinzen Heinrich zu machen. Ihm wurde eine freigebige Belohnung zugesagt, doch augenblickliche Todesstrafe angedroht, wenn er nicht das tiefste Schweigen über den Auftrag beobachten würde.

Der Jude war betroffen und entgegnete: daß es ihm schwerlich gelingen würde, in Sachsen durchzukommen. Sogleich händigte ihm der Andere einen preussischen Paß ein. Er lautete auf

ein Markatendergeschäft, und war so urkundlich ausgefertigt, daß Hirsch nicht zweifeln konnte, durch ihn Allenthalben, wo preußische Truppen standen, einen offnen Weg zu finden. Daß man ihn warnte, nie einen Russen dies Papier sehen zu lassen, versteht sich von selbst.

Hirsch reisete also ab, sagte bei den letzten Vorposten: er wolle Nahrungsmittel für die Soldaten einkaufen, und nahm dann Courierpferde, um desto eiliger an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Ihm waren Briefe mitgegeben worden, doch wußte er nicht von wem sie kamen, noch an wen sie gerichtet waren, denn sie hatten keine Aufschrift. Dagegen war ihm eine Person im Hauptquartiere des Prinzen genannt worden, an die er sich zu wenden und seine Depeschen abzugeben habe.

Er fand eine gute Aufnahme, erhielt ein Geschenk und Antwortsbriefe, wieder ohne Aufschrift. Seine Weisung lautete: sie demjenigen einzuhändigen, von welchem die überbrachten ihm gegeben wären.

So vollzog nun der Israelit mehrere Reisen von Zeit zu Zeit, und gewann in etlichen Jahren viel Geld, da er an beiden Seiten immer mit Freigebigkeit sich belohnt sah.

Endlich kamen ihm Gerichte zu Ohren, die im Lager umliefen. Man flisterte sich nehmlich

zu:

zu: Das Kabinet sey mit dem schonenden Betragen des Generals T*** in Berlin unzufrieden, hatte ihn auch in mancherlei seltsamen Verdacht, und es hieß: er würde mit nächstem in Arrest genommen, und nach St. Petersburg abgeführt werden.

Hirsch fand das ungemein bedenklich, und um so mehr, als es ihm schien, er würde seit einiger Zeit scharf beobachtet, wenigstens ging es bei den Befragungen, wenn er an den Lagerwachen vorüber kam, viel schärfer als sonst zu. Er hatte den General T*** nie gesprochen, konnte sich aber leicht einen Zusammenhang zwischen der von ihm behaupteten Sinnesart, und den Aufträgen, die er vollziehen mußte, deuten. Kein Wunder also, daß ihm anfing bange zu werden, und dieß um so mehr, als er jetzt häufiger als sonst versandt wurde.

Eben war er von einem erschöpfenden Courierritt zurück gekommen, als der Mann, von dem er seine Weisungen immer empfing, ihm andeutete: er müsse sogleich neuerdings ins Hauptquartier des Prinzen. Der Jude schützte seine große Ermüdung umsonst vor. Hierauf sagte er Jenem unverhohlen, was man sich ins Ohr raunte, im Fall er es noch nicht wisse, und empfahl behutsame Vorsicht. Er schien Jenem eben nichts Neues zu sagen, doch blieb es bei dem

Ansinnen. Es hieß: Hirsch müsse platterdings gleich sich wieder auf den Weg machen, da an gegenwärtiger Depesche, und ihrer eiligsten Bestellung, so viel gelegen sey; doch möchte er vor der Hand nicht zurück kehren, sondern im preussischen Lager bleiben, bis man ihm andere Weisungen zukommen lassen würde.

Hirsch mußte sich fügen, bestand aber darauf, nur einen, und möglichst kleinen Brief zu erhalten, weil er immer schon fürchtete, bei den Vorposten durchsucht zu werden. Dies bewilligte man ihm.

Er kam indessen noch glücklich durch die Vorposten, und nahm, da seine Schenkel durch den letzten Ritt wund waren, Extrapost. Der Postillon aber empfing doppelte Bezahlung, um nach allen Kräften zu eilen.

Als Hirsch ein wenig schlafen wollte, erinnerte er den Postillon, sich fleißig umzusehn, und dafern er etwa Reuter gewahrte, die nachkämen, ihn ja sogleich zu wecken. Eine schlimme dunkle Ahnung bewog ihn dazu.

Sie hatte ihn nicht getäuscht, denn bald weckte ihn der Postillon und sagte: hinten stiege eine Staubwolke auf, die näher zu kommen schien.

Erschrocken sah der Jude zurück, und überzeugte sich bald, daß Kosacken im vollen Galopp

daher sprengten. Wie sehr der Wagen eilte, so konnte man doch absehen, daß sie ihn einholen würden.

Jetzt nahm er seinen preussischen Paß, und ließ ihn ins Rad laufen, so daß er bald im Theer verschwunden, und auch wohl bald zerstört seyn mußte. Den kleinen Brief erbrach er schnell, um den Inhalt zu lesen, und, wenn er durchkäme, mündlich bestellen zu können. Er war jedoch in Chiffern geschrieben. Hirsch glaubte ihn nicht behalten zu können, und die Augenblicke drängten. Ihn zu zerreissen und zu verstreuen, das ging auch nicht mehr; man hätte die Stücken gefunden. Hirsch zerriß ihn nun, und, um sich ganz zu sichern, aß er jedoch die Stücken in der Eile auf. Daß er den Brief in seinen Eingeweiden verbarg, war ein großes Glück für den Absender, gegen den er sonst vielleicht hätte sprechen können.

Nun waren aber die Kosacken auch da, an ihrer Spitze ein Offizier, der zu halten gebot. Er fragte: wohin der Marketender wolle? Nach Stettin, antwortete dieser, um Weine zu kaufen. Nimmt man dazu Extrapost? hieß es wieder. Die Weine fehlen, ein anderer könnte mir zuvor kommen, entgegnete Hirsch, indem er alle mögliche Unbefangenheit anzunehmen suchte.

Dies war jedoch vergeblich, man durchsuchte

aufs genaueste den ganzen Wagen, nicht minder jedes Kleidungsstück des Eingeholten, trennte die Nähte auf, durchschnitt die Sohlen der Stiefeln, und ob man am Ende gleich nichts Verdächtiges entdeckt hatte, mußte er doch zurück ins russische Hauptquartier, wo man ihn nicht zum besten hielt.

Er wurde scharf bewacht, ohne über die Gründe seiner Verhaftung irgend ein Weiteres zu erfahren, den anderen Tag aber nach Königsberg, und von da nach Petersburg geschickt. Er war 'auf einem Wagen festgebunden, Soldaten begleiteten ihn.

In manchen russischen Städten ging es ihm übel genug. Der Pöbel schrie: Das ist der Spion, warf mit Steinen, oder mißhandelte ihn sonst, so, daß die Bedeckung alle Mühe hatte, ihn am Leben zu erhalten, und die Wüthenden nur damit besänftigte, daß sie vorstellte: man bedürfe zuvor seiner Aussagen im Verhör, dann würde er seinen Lohn schon empfangen, und zu Tode geknutet werden. In der That mußte diese Lage schrecklich seyn.

In St. Petersburg erwartete ihn ein hartes Gefängniß, und seine Verhöre begannen. Die an ihn gethanen Fragen hießen immer: in welcher Verbindung er mit dem General T*** gestanden habe? Hirsch antwortete: er habe nie

Gelegenheit gehabt, auch nur mit demselben zu sprechen. Man forschte: ob ihm der General nicht durch Andere Aufträge ertheilt habe. Der Gefangene läugnete Alles ab, wie oft man auch die Fragen wiederholte, oder wie listig und verfänglich man sie stellte.

Nun hieß es: man würde seiner Hartnäkkigkeit schon ein Ziel stellen. Hirsch mußte seine Stiefeln ablegen, es wurde eine Bank gebracht, und ein Paar Korporale traten mit haselnen Stöcken ein. Noch ging eine Anmahnung voran, ohne Gewalt die Wahrheit zu bekennen.

Der Israelit sah die furchtbaren Anstalten zur Peinfrage, überlegte aber doch: wie ein Geständniß ihn ohne allen Zweifel dem Tode entgegen führen werde, bei einem standhaften Trotz gegen die Schmerzen, zeigte sich hingegen noch Möglichkeit, das Leben zu retten. Er entschloß sich also zum Schweigen um jeden Preis.

So mußte er denn den Platz auf der Marterbank nehmen, und die, von russischen Armen geführten Schläge, regneten auf seine Fußsohlen. Wenn Hirsch von diesem merkwürdigsten Jahre seines Lebens erzählte, pflegte er zu sagen: er habe damals einen unerhörten, gar nicht mit Worten zu nennenden Schmerz empfunden, aber doch sich dergestalt dagegen betäubt, daß er seinem Vorhaben nicht treulos geworden sey. Es wäre

ihm dadurch gelungen, daß er immerfort sich zu sagen gesucht hätte: es sey kein Schmerz, es komme ihm nur so vor.

Er machte sich also zum Stoiker und Idealisten, und hielt mehr denn Tausend Schläge, an den Fußsohlen sowohl, als an andern Theilen des Körpers aus, ohne daß er sein bestimmtes, und auf alle erneute Fragen erneutes Läugnen einen Augenblick gebrochen hätte. Er blieb daneben stets bei der nöthigen Geistesgegenwart, so daß er nie sich widersprach, oder in ungleich lautende Aussagen verwickelte. Von der Handlung, die ihn in eine so schlimme Lage gebracht hatte, ganz abgesehn, wird man doch einräumen müssen, daß nur eine ausgezeichnete Kraft im Gemüth, eine solche Aufgabe lösen konnte.

Es haben sie jüdische Verbrecher oft bewiesen; Criminalgeschichten aus aller Zeit führen oft an, daß ihnen weder Daumschrauben noch andere Foltern, ein Bekenntniß abgenöthigt haben. Man könnte sagen: dies gehöre zur Charakterzeichnung der Nation überhaupt, und zwar ohne durch eine solche Anmerkung im mindesten unbillig zu seyn. Denn im Allgemeinen hat die Nation den festesten Sinn — d. h. im Guten wie im Bösen — und wenn die Staaten Griechenland und Rom untergingen, überlebte der Israelitenstaat seine politische Auflösung, lebte in

einer theokratischen Verbindung fort, und das wahrlich oft unter Umständen, welche nicht viel gelinder als Martern waren.

Genug, Hirsch sagte nichts aus, die Peiniger mochten auch mit ihm anfangen, was sie wollten. Sie mußten ihm Wundärzte schicken, um die Folgen der erbarmenlosen Mißhandlung zu beseitigen.

Einigermaßen geheilt, wurde er abermals vorgefordert, und ihm eröffnet: General T*** habe selbst bereits Alles eingestanden, und wolle es ihm unter die Augen sagen, weshalb man ihm demselben gegenüberstellen würde. Es könne indessen seine Strafe noch in etwas mindern, wenn er, ohne dem Gericht so viele Weitläuftigkeiten abzunöthigen, sich zum Ziele legte.

Es war zum Erstenmale, daß Hirsch davon hörte: auch der General sey hieher gebracht; daß er aber eingestanden haben sollte, schien dem gewitzten Israeliten nicht glaublich, da man ihn wohl verhaften, aber bei seinem Range, die Peinfrage nicht anwenden könne. Hirsch urtheilte also: man wolle ihm nur abermal eine Falle legen, auch sey zu muthmaßen, man werde eben so den General benachrichtigt haben: er, der Jude, sey schon zum Bekenntniß gebracht. Er hielt es daher für wichtig, daß Jener erführe,

dem sey nicht so, und er könne fest auf sein Beharren beim Abläugnen bauen.

In der That wurde er nun auch in ein Zimmer geführt, wo sich der General befand. Ehe noch einer von den Richtern sprach, deren Absicht muthmaßlich war, den General durch die Vorstellung des Juden in Verlegenheit zu bringen, wenn man zugleich sagte: „Hier ist der Jude, er hat bereits Alles eingestanden;“ ehe es noch dahin kam, war Hirsch so dreist, mit dem angenommenen Ton der Unschuld auszurufen: „Ew. Excellenz, wie können Sie sagen, ich hätte jemals Aufträge für Sie ausgerichtet?“

Die Richter verboten ihm unwillig den Mund, er hatte ihn vermuthlich aber nun schon genug gebraucht. Stolz und finster sah ihn der General an, und entgegnete: „Ich habe euch nie gesehn, nie mit eures gleichen zu thun gehabt.“

Hirsch wurde wieder in seinen Kerker geführt. Er war froh, sowohl dem General einen bedeutenden Wink ertheilt, als auch durch seine Worte eingesehn zu haben: auch er läugne standhaft.

So konnte man denn nichts überweisen, und die noch angewandten Versuche, hinter die Wahrheit zu kommen, schlugen wie die Früheren fehl. Dies hinderte aber nicht, daß man den Israeliten

dennoch auf eine Kibitke setzte, und tief nach Siberien brachte.

Hier empfing er, als ein zwar nicht überwiesener, aber doch verdächtiger Spion, zuerst eine gar üble Begegnung, die eine seltsame Zufälligkeit indessen bald änderte.

Der Kommandant in dem Bezirk, nach welchem man den Gefangenen verwiesen hatte, ließ sich ein Wohnhaus bauen, das eben nicht sonderlich ausfiel, weil es in dieser entfernten Gegend an geschickten Arbeitern mangelte. Hirsch sagte einem Unteroffizier: Wenn der Kommandant etwa die Zimmer in dem neuen Gebäude wollte malen lassen, könne er, Hirsch, das vollziehn, indem er ein wenig damit umzugehen wisse.

Er hatte sich in frühern Zeiten einmal darauf gelegt, und war seine Kunst an sich nicht von Belang, war sie es doch in Siberien, wo man hundert Meilen wohl keine Stubenmalerei sah.

Der Kommandant ließ ihn rufen. Seine Gemahlin befand sich bei Jenem. Als Hirsch diese erblickte, gerieth er in eine solche Bewegung, daß er eine plötzliche Uebelkeit vorschützen mußte, um nur hinaus gehn, und sich erst wieder sammeln zu können.

Und das ging so zu. Er hatte sonst die Messen in Leipzig, und dort ein Haus besucht, in welchem die Frauenzimmer ihre Liebkosungen

um klingenden Lohn spendeten. Da hatte er zu einer von diesen eben nicht züchtigen Schönen eine besondere Neigung gefaßt, und bei jeder Anwesenheit in Leipzig ihr fleißig zugesprochen, auch Freigebigkeit bewiesen. Und diese nemliche Person fand er nun als Gemahlin eines Kommandanten in Siberien, wenn es gleich keiner vom ersten Rang, sondern nur ein Unterbefehlshaber war. Eine solche Entdeckung mußte ihn wohl wie ein elektrischer Schlag treffen.

Der Offizier besprach sich aber mit ihm über den Gegenstand, ließ chinesische Farben aus Irkutzk holen, und Hirsch fing an zu malen.

Nicht lange, so suchte des Kommandanten Gemahlin, die ihn auch sogleich erkannt hatte, Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen, und erinnerte ihn, ein tiefes Schweigen über die Vergangenheit zu beobachten. Hirsch versicherte sie: was das Schweigen anbelange, suche er seinen Meister darin.

Er hörte nun, daß seine ehemalige Geliebte den schlimmen Aufenthalt in Leipzig verlassen habe, und einer Dame als Kammerjungfer nach Rußland gefolgt sey. Daß ihre Herrschaft sie liebgewonnen, mehr als Gesellschafterin, wie als Kammerjungfer gehalten, wie ihr Mann in Moskau sich in sie verliebt habe, und sie ihm als

Gattin nach Siberien gefolgt sey, wo er in seinem jetzigen Posten angestellt worden.

Hirsch durfte nun keine Zobel mehr fangen, sondern malte, leistete auch im Hause des Kommandanten anderweitige Dienste, und seine Gönnerin sorgte, daß er in Speise und Trank nicht zu kurz kam.

Nach Jahr und Tag starb die Kaiserin Elisabeth, und das politische Sistem des russischen Hofes änderte sich, wie man es vorausgesehen hatte. In St. Petersburg befand sich der General Werner, und der Oberst Graf Hordt gefangen, denen Peter III. sogleich ihre Freiheit gab. Andere preußische Gefangene hatte man nach Siberien geschickt, wohin nun der Befehl erging, sie zu sammeln, und nach der Hauptstadt zu senden, von wo sie in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Als Hirsch diese Veränderungen der Dinge erfahren hatte, stellte er dem Kommandanten vor, er sey als preußischer Unterthan, auch als preußischer Gefangener zu betrachten, und litte ohnehin rein unschuldig eine so harte Strafe.

Die Gemahlin unterstützte den alten Bekannten, theils vielleicht aus Erkenntlichkeit, wegen der einst bewiesenen Zuneigung, theils auch vielleicht, weil man die Zeugen ehemaliger Schwachheiten lieber entfernt, als nahe um sich sieht.

Der Kommandant stellte den Israeliten nun unter die preußischen Gefangenen, und ließ ihn nach St. Petersburg bringen, dort machte man jetzt keine Schwierigkeit mehr, ihn weiter in die Heimath ziehen zu lassen, und so langte Hirsch endlich wieder in der Neumark an. Er pries sich nun, einst so standhaft der Peinfrage getrotzt, und so das Leben, aus den schlimmsten Gefahren, davon getragen zu haben. Er begann wieder die alten Handelsgeschäfte an seinem Wohnorte, und lebte noch lange. Die erzählte Geschichte ist völlig wahr, und es giebt noch Personen, welche ihn gekannt haben.

Des Philosophen Salomon Maimon romantische Fahrten.

Salomon Maimon gehörte zu den scharfsinnigsten Köpfen seiner Zeit. Diese traf in jene Periode, wo Kants Philosophie so allgemeines Aufsehn erregte, Anhänger und Bewunderer zu Tausenden, aber Wenige fand, die im Stande gewesen wären, sie genügend zu verstehn, in den Sinn des Lehrers tief einzudringen, und seine Meinung sich klar zu machen. Bei diesem Maimon war dies nicht allein der Fall, sondern er besserte und meisterte auch an dem Lehrgebäude, setzte durch seine spitzfündige Einwendungen Kant in Verlegenheit. Ja Maimon erwarb sich den Namen eines eigenthümlichen, eines selbstgebahnten Weg gehenden Philosophen, was so manchen Professoren, bei aller Anstrengung, nicht gelingen will, so daß sie immer nur als ein Nachhall fremder Meinung auftreten.

War Maimon nun ein seltner Kopf, waren die Umstände, unter denen er sich ausbildete, es noch mehr. Er kam als ein polnischer Betteljude nach Berlin, verstand kein Wort deutsch, und war nach einigen Jahren demungeachtet fähig, Einwendungen gegen einen Kant aufzustellen. Er zeigte, wie leicht das wahre Genie sich zum Meister der Hindernisse macht.

Die romantischen, d. h. polnisch=jüdisch=romantischen Irrfahrten seines Lebens, wollen wir zum Theil aufzeichnen, sie sind an sich merkwürdig genug, und lehren daneben manches wenig Bekannte von den Sitten der Israeliten, namentlich der seltsamen, in den polnischen Gegenden, kennen.

Dort blieben sie, schon seit Jahrhunderten, nicht allein auf den Handel beschränkt, trieben vielmehr auch Handwerke und Landbau, pachteten, hielten Wirthshäuser, und letzteres wahrlich zur großen Bequemlichkeit der Reisenden, denn nur bei ihnen war in kleinen Städten und Dörfern einiges erträgliche Unterkommen zu finden, die Herbergen der Christen scheute Jedermann wegen Unsauberkeit und Mangel an Allem, wonach man fragte.

Begegnete ihnen auf einer Seite der Katholizismus unduldsam und hart genug, bewilligte er ihnen auf der andern auch Rechte, die sie in den

aufgeklärtesten Staaten lange vergeblich nachsuchen mußten.

Die Juden geringerer Klassen hatten aber auch von den Sitten der polnischen Bürger und Bauern viel angenommen. Die Trunkenheit, ein in Deutschland ihnen gar nicht vorzuwerfendes Laster, leitete sie zu Müssiggang und Unordnung hin. Dies alles waren aber auch Grundzüge des gesammten polnischen Nationalcharakters.

Als die Preussen im Jahre 1793 nach Polen kamen, trug manches Landgut nicht Fünfhundert Thaler ein, wovon man zehn Jahre später wohl Zweitausend Thaler Einkünfte zog, nachdem eine angemessene Bewirthschaftung eingeführt worden. Früherhin gebrach es bald an arbeitenden Händen, bald an Vieh, bald an den nöthigen Auslagen für Ackergeräth, vor allen Dingen an Aufsicht und Ordnung.

Doch litt der Zustand im Jahre 1793 wieder gar keinen Vergleich mit dem noch älteren, vorzüglich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Damals ist die Landwirthschaft durch Unwissenheit, und nicht zu findendes Recht wider Gewalthaberei aller Art, so in Verfall gesunken, daß ein Dorf, welches etwa 1793 Tausend polnische Gulden Pacht gab, oft um zehn Gulden einem Juden angeboten worden ist. Und im Fall der Uebernahme, hat er doch meistens weder die

Pacht (1 Rthlr 16 Gr. Preußisch) abtragen noch leben können.

Da sind um diese Zeit jedoch zwei jüdische Brüder aus Gallizien aufgestanden, und haben als sogenannte Dersawzes oder Generalpächter die sämmtlichen weitläuftigen Güter des Fürsten Radzivil in Pacht genommen, und sie vereinzelt wieder an Israeliten ausgethan. Man hat ihnen zugleich polnische Verfahrensrechte zugestanden, das heißt mit andern Worten, den Gebrauch des Kantschuhs. Wie auch die Glaubensbrüder schreien mochten, so erhöhten sie die Pachtgelder willkührlich, und trieben sie mit unerbittlicher Strenge ein. Sie reiseten umher, untersuchten eines Jeden Wirthschaft, und gaben die nöthigen Anweisungen. Trafen sie aber einen Unterpächter, der statt bei der Feldarbeit zu seyn, müssig war, oder von Branntwein voll, nach polnischer Sitte, auf dem Ofen lag, so tanzte der Kantschuh so lange auf seinem Rücken, bis er sich zu Fleiß und Nüchternheit bequemte. Diese Manier erwarb den Brüdern bei ihren Glaubensgenossen den Namen der zwei Tirannen, gleichwohl haben sie ihnen über ihren eignen Vortheil die Augen geöffnet, die Landwirthschaft ist seitdem mehr emporgekommen, und man hat in andern Gegenden das Verfahren auf den Gütern des Fürsten Radzivil nachgeahmt. Der Kantschuh

war

war mithin dort, was in der Mark Brandenburg jetzt Herr Thaer ist.

Maimons Großvater, genannt Heimann Joseph, hatte auch eine Pacht in den Besitzungen des Fürsten Radzivil, und zwar im polnischen Litthauen, unweit des Städtchens Mirz. Sie bestand aus etlichen Dörfern; eins davon, Sukowiborg, liegt am Niemen, und war sein Wohnsitz. Es gehörte eine Art Hafen dazu, und eine Waarenniederlage, weil die Schifffahrt auf dem Niemen ziemlich lebhaft ist, eben so eine Wassermühle. Er hatte ein Wirthshaus, eine Bier= Branntwein= und Methbrauerei, und eine Menge Vieh. Tausend polnische Gulden (zu vier Ggr.) mußte er für Alles Pacht erlegen, und hätte gar wohl dabei reich werden können.

Dies geschah aber keineswegs. Denn obschon die Verbesserung und Veredlung des Landbaues, vom Kantschuh jener Brüder einst ausgegangen, hier sich offenbarte, muß man sich eine altpolnische doch nicht vorstellen, wie eine englische auf den Gütern eines Arundal oder Bridgewater. Heimann Joseph hatte die übrigen Dörfer seinen Brüdern wieder in Unterpacht gegeben. Diese hielten sich meistens bei ihm auf, unter dem Vorwand der Hülfeleistung, eigentlich aber um zu essen und Branntwein zu trinken. Sollten sie zahlen, vermochten sie es nicht, denn sie hatten

ihre Aecker unbestellt gelassen. Heimann Joseph sprach demungeachtet viel von guter Oeconomie, und hielt im Hauswesen auf strenge Sparsamkeit. Die Seinigen mußten gar schlecht gekleidet gehn, und meistens von elender Kost leben. Aus guter Wirthschaft brannte man keine Talglichte oder Lampe, sondern zündete schmale Streifen Kienholz an, die man in die Ritzen der Wände steckte. Dies veranlaßte jedoch einigemal Feuerschäden, wofür sich auf zehn Jahre hätte Lichte kaufen lassen.

Ging es für die Hausgenossen mit Trank und Speise knapp zu, wollte Heimann Joseph dagegen bei seinen Glaubensbrüdern patriarchalisch gastfrei gelten. Für solche blieb der Tisch den ganzen Tag gedeckt; man bot Jedem mit einer Hand den Schalam, (Gruß) und mit der anderen ein Glas Branntwein, worauf man ihn unentgeltlich mit Speisen bewirthete. Das Haus lag an einer lebhaft besuchten großen Straße, mithin war dieser Aufwand nicht unbedeutend.

An jedem Gemach Fenster, Fensterladen, Schlösser und dergl. zu halten, dazu konnte dieser gute Wirth sich nicht entschließen. Die Kammer, worin Bier, Meth und Branntwein verwahrt lagen, hatte nur Oeffnungen, um das Tageslicht einzulassen. Sie waren demungeachtet groß genug für Knechte und Fuhrleute, wenn

diese Lust fühlten, sich ohne Zahlung zu betrinken; dieß geschah oft, und nicht selten vergaßen sie, die Zapfen wieder in die Tonnen zu stecken. Man wehklagte dann viel über den gelittenen Schaden, dachte aber zu wirthschaftlich, um die Kammer besser zu verwahren. Eben so holte sich aus den offnen Scheunen Getraide, wer dessen bedurfte, und die fetten Kühe brachten von der herrlichen Weide oft leere Euter nach Hause, was man aber auf ihnen angethane Zauberei schob. Bei dem Allen hieß diese Landwirthschaft eine verbesserte und veredelte, man kann sich also vorstellen, wie es in diesem Betracht gestanden haben mag, ehe die großen Kantschuhreformatoren aufgetreten sind.

Man sieht hier auch, daß, wenn man gewöhnlich den Israeliten gute Talente der Rechenkunst beizumessen pflegt, die Regel doch ihre Ausnahme hat.

Maimons Jugendgeschichte zählt auch manche Beispiele von dem seltsamen Ergehen dieses Volks im alten Polen auf, und wie es zum Recht sich verhielt.

Eine Brücke gehörte auch in den Bezirk der genannten Pachtung. Laut Vertrag sollte der Fürst sie unterhalten, und nicht der Pächter. Lange war sie schon baufällig, Heimann Joseph erinnerte die Administratoren an die nöthigen

Reparaturen; aus Leichtsinn und Unordnung achteten sie aber nicht darauf. Dies setzte endlich die Reisenden in Gefahr, es brach oft ein Theil der Brücke unter den Wagen ein.

Widerfuhr dies einem vornehmen polnischen Herrn, so glaubte er den Pächter derb ausprügeln zu müssen, wo denn alle Verantwortung umsonst blieb. Nachdem Heimann Joseph einige solche Erfahrungen gemacht hatte, bestellte er einen Menschen, welcher an der Brücke nach Kutschen aussehn mußte. Nahte eine, gab er dem Pachter einen schnellen Wink, der nun mit den Seinigen eilig in den Wald floh. Dann wollten die Vornehmen prügeln, sahen jedoch Niemand. Um doch auf eine Weise ihr Müthchen zu kühlen, ließen sie durch ihre Bedienten alles Geräth im Hause zerschlagen.

Dies war denn übel genug, der Pachter hatte aber doch seinen Willen, und dieser bestand darin: platterdings nicht die Brücke ausbessern zu lassen, weil er das, laut Vertrag, nicht nöthig hatte. Zwar kostete der Wächter mehr, und noch weit mehr ein Unheil eben erzählter Art. Holz war in Ueberfluß vorhanden, mit wenigen Thalern Arbeitslohn jährlich, wäre alles gethan gewesen; bestanden aber die polnischen Herren auf ihren Kopf, that es Heimann Joseph auch.

Der Fürst hatte einmal zu vielen Ungarwein genossen, und kam in eine Stadt, die ihm gehörte. Er besuchte die Kirche, und indem er nicht wußte wo er sich befand, trat er an den Altar und schlug dort, zum Entsetzen der versammelten andächtigen Gemeine, sein Wasser ab. Den andern Morgen ließ ihm die Geistlichkeit Vorstellungen machen, und der jetzt nüchterne Fürst befahl: die Judenschaft des Ortes sollte, zur Sühne der Entheiligung, funfzig Stein Wachs an die Kirche liefern, was denn auch geschehn mußte.

Heimann Josephs Sohn wollte mit dem Landbau sich nicht abgeben, sondern ein Gelehrter seyn, obgleich er nicht viel über den Willen hinausdrang. Der Sohn desselben, unser Salomon Maimon, hatte eine gleiche Neigung, die sich indessen anders offenbarte und entwickelte.

Salomon wurde im Hause seines Großvaters, wo der Vater auch lebte, durch diesen in der hebräischen Sprache unterrichtet, und zum Lesen des Talmud angehalten. Weil Salomons Gedächtniß und Trieb nach Wissenschaft nun gleich bedeutend, und ungemein zeitig zu einer seltenen Fähigkeit herangeblüht waren, begab es sich, daß im neunten Jahr der Sohn mehr wußte, als sein gelehrter Vater, und ihn beim Disputiren über den Talmud wacker in die Enge trieb.

Maimon fand unter dessen Büchern auch eine astronomische Schrift, von einem Rabbi, David Gans, der zu Tichos Zeiten in Prag gelebt hatte, und mit diesem auch bekannt gewesen war. Gleich warf sich der Knabe mit ungestümer Emsigkeit auf das Studium derselben, und machte sich von geflochtenen Ruthen eine Art Sphaera armillaris, womit er seine Berechnungen anstellte. Dies deutete ein nicht unerhebliches Genie zur Mathematik an, das sich in der Folge auch genug bewährte. Der Großvater wurde aber aus seiner Pachtung vertrieben, und die ganze Familie mußte lange im Elend umherirren, ehe sie einen neuen Wohnplatz gewann. Endlich ließ man sich in einem Dorfe unweit Mirz nieder, wohin Maimon in die jüdische Schule ging, und troß ihrer Schlechtigkeit, bald solche Fortschritte da machte, daß es unter allen Israeliten der Gegend Aufsehn erregen mußte.

Bald wählte man indessen wieder einen neuen Aufenthalt. Hier schlich Maimon, damals elf Jahr alt, einst den Frauenzimmern nach, die, zufolge der Landesgewohnheit, das Bad besuchten. Er sah ein junges Mädchen aus dem Schwitzbade in den Fluß springen, fühlte ein wunderbares Entzücken, und von der Zeit an sich immer gar unruhig. Obschon in den Geheimnissen der Liebe noch ganz fremd, wandelte ihn nun die

Lust zum Heirathen an, und diese erwachte Neigung traf auch mit den Gebräuchen der Israeliten in Polen zusammen, nach welchen man schon Kinder von elf bis zwölf Jahren, selbst wohl noch früher, in den Ehestand treten läßt.

Ein Nachbar hatte zwei Söhne und drei Töchter. Die älteste, Debora, war schon verheirathet, die zweite, Pessel, gefiel dem Maimon, wie er auch dem Mädchen. Die jüngste, Rachel, traf das Unglück, in einen Keller zu fallen, und das Bein zu brechen, wonach sie hinkte. Ihr Vater wollte nun, Maimon sollte die Rachel heirathen, und versprach eine gute Ausstattung. Sein Vater drang hingegen auf die gradbeinige Pessel, für die auch Maimon eingenommen war, aber alles zerschlug sich.

Ein gelehrter Israelit aus Schmilowitz hatte viel von Maimons zeitigem Fleiß, und schon gesammelter Wissenschaft, die einen künftigen großen Rabbinen andeuteten, erfahren. Dieser Ruf hatte ihn so bezaubert, daß er jenen, ohne ihn einmal zu sehn, zu seinem Eidam erkiesen wollte. Er schrieb darüber an Maimons Vater, und überließ ihm die Bedingungen. Dieser antwortete in einem erhabnen, aus alttestamentlichen und talmudischen Stellen zusammengesetzten Styl: „Die tausend Gulden sind für dich Salomo! und die Zweihundert für die, welche seine Früchte

bewahren.“ Er meinte Zweihundert für sich, wodurch er den genialischen Sohn gleichsam verkaufte.

Alles ward zugestanden. Der Vater reisete, ohne den Sohn mitzunehmen, nach Schmilowitz, und brachte den Vertrag in Richtigkeit. Maimon empfing eine schwarzsammetne Kappe mit goldnen Spitzen, und eine mit Silber beschlagene Bibel zum kleinen Geschenk, und die Weisung: eine Disputation auszuarbeiten, die er am Hochzeittage, der in zwei Monaten erfolgen sollte, halten müsse.

Er schickte sich darauf an, ohne seine Braut gesehn zu haben. Sie starb jedoch an den Blattern noch vor der Hochzeit, und Maimon freute sich, doch Bibel und Kappe behalten zu können.

Späterhin legte Maimons Vater in der Residenz des Fürsten R*** eine eigne Schule an, wobei ihm der Sohn als Gehülfe zur Seite stehen sollte. In der Vorstadt hielt eine Wittwe, Namens Rissia, ein Wirthshaus. Sie hatte eine Tochter, Sara. Kaum hattte Jene von Maimon gehört, als sie ihn zum Schwiegersohn haben wollte. Diesmal kam ihm die Bestimmte zu Gesicht. Die Mutter lud ihn ein, liebkosete ihm, stellte Sara ihm vor, und fragte, wie sie ihm gefiele. Sein Vater lehnte sich aber gegen

den Vorschlag auf, da ihm die Wittwe nicht Vermögen genug zu besitzen schien.

Sie ließ ihn aber eines Tages rufen, unterhandelte eifrig, und unerwartet traten der Oberrabbiner, der Prediger und die Aeltesten der Judenschaft des Ortes ein. Sie waren zu einem Beschneidungsfest gewesen, und Rissia hatte sie darnach zum Verlobungsmahl bei sich einladen lassen. Halb betrunken erschienen sie, und glaubten, der Ehekontrakt sey schon so gut wie aufs Reine gebracht. Maimons Vater bestritt das, wollte von keiner Heirath des Sohnes wissen, und so entstand ein großer Zank. Endlich ließ er sich doch überreden, indem Rissia ihm funfzig Thaler, und nach ihrem Tode ihr Haus der Tochter versprach. Zudem wollte sie das neue Paar sechs Jahre in ihrem Hause frei unterhalten, und dem Eidam das ganze Werk des Talmuds — das auf ein Paar Hundert Thaler zu stehen kömmt — schenken. Nun war man einig, schmauß'te, und sorgte durch Branntwein, daß jene halbe Trunkenheit des jüdischen Klerus, zur ganzen wurde.

Indessen erfüllte Rissia ihr Versprechen nicht, den Maimon, — welchem es Noth that — neu zu kleiden, und sein Vater schöpfte Mißtrauen. Ein reicher Arendant, Hersch Dukor, bekam auch Lust, dem jungen Gelehrten seine Tochter zuzufreien. Seine Absicht desto eher zu erreichen,

bot er dem Vater zwei große Kufen Branntwein auf Borg an, erwartend, er werde seine Schuld nicht tilgen können. Der Alte war froh über den Kredit, trank lustig, hatte aber, wie der Gläubiger sich einfand, kein Geld. Nun sagte Hersch Dukor: Gieb meiner Tochter deinen Sohn zum Mann, und wir sind quitt. Er machte anderweitige Versprechungen, Maimons Vater war dessen zufrieden, und Jener zerriß den Schuldschein über das gebrannte Wasser.

Bald erfuhr die Wittwe aber, was man gethan hatte, und lud den Alten vor Gericht. Er verlor den Prozeß, und sah sich verurtheilt, laut Ehekontrakt seinen Sohn der Rissia zum Tochtermann auszuhändigen.

Dies hörte nun der Arendant wieder, kam bei Nacht mit einem Wagen, holte den Maimon, welcher auf einem Tische schlief, und fuhr mit ihm zum Thore hinaus. Die Hausleute waren aber von dem Geräusch erwacht, eilten hinterdrein, und jagten ihm die Beute wieder ab.

Nun ging die Hochzeit mit Sara vor sich. Nicht Maimons Vater, nicht der Bräutigam, wollten den ersten Tag sich einfinden, erschienen auch in der That nicht; die Brautmutter ließ die Feierlichkeit aber dennoch ihren Gang gehn. Auch den andern Tag blieb der Vater aus, und Maimon wollte eben so wenig kommen. Man

drohte, ihn mit Soldaten zur Trauung zu führen. Endlich am Abend besann Jener sich, verfügte mit dem Bräutigam sich an Ort und Stelle, und die Trauung wurde vollzogen.

Maimon hatte in einem hebräischen Buch gelesen, daß man, wenn man seiner Braut während der Trauung auf den Fuß träte, im Eheleben die Oberherrschaft gewänne. Er wollte die Vorschrift ausüben, ehe er aber noch mit dem Entschluß zu Stande kam, fühlte er schon den Pantoffel seiner Braut, — die eine ähnliche Meinung hegte, — schon stark auf dem Seinigen. Ihm hing noch Aberglauben genug an, um nun zu glauben: es sey beim Geschick unwiderruflich beschlossen worden, daß er unter dem Pantoffel seiner Ehefrau stehen sollte, und wenn sich das in der Folge wirklich so verhielt, trug sein Glaube ohne Zweifel manches dazu bei.

Unter Hundert Ehemännern finden neunundneunzig sich in ihren Hoffnungen nach der Hochzeit betrogen, und ganz vorzüglich widerfuhr dies unserm Maimon. Es fand sich, daß seiner Schwiegermutter Haus, seiner Frau einst als Erbe zugesagt, tief verschuldet war, Rissia und Sara zankten um die Wette mit dem neuen Gliede der Familie. Jene, sein elfjähriges Alter und seine Muthlosigkeit betrachtend, fing bald auch an, ihn zu prügeln, wenn er nicht ihren

Wünschen nachgelebt hatte. Dies war ihm doch zu arg, er raffte seine jugendliche Kraft zusammen, und prügelte seine Schwiegermutter wieder. Selten verging eine Mahlzeit, wo sie einander nicht Teller und Löffel an den Kopf warfen. Einst war ihr Eidam zu einem Milchtopf gegangen. Sie verlangte, er sollte den Rahm zuvor abnehmen, dieser mundete ihm jedoch vorzüglich, und er speiß'te fort. Nun stieß Jene ihn mit Fäusten, und er schlug ihr das Gefäß auf dem Kopfe entzwei.

Ihr wo möglich einen andern Sinn zu erziehn, kroch Maimon eines Abends ungesehn unter ihr Bett, und sprach um Mitternacht in einem mitgenommenen irdenen Topf: „Rissia! Gottlose! Warum thust du so übel an meinem geliebten Sohn? Bessere dich, sonst ist dein Ende nah, und in alle Ewigkeit bist du verdammt. Dann machte er sich hervor, und fing sie grausam an zu kneipen. Endlich schlich er davon.

Am folgenden Morgen stand sie Schreckensbleich auf, erzählte ihrer Tochter: Maimons Mutter wäre ihr im Traum erschienen, und habe seinetwillen sie bedroht und fürchterlich gekneipt. Zur Bestätigung wieß sie die blauen Flecken. Sie eilte auch nach dem jüdischen Begräbnißplatz, warf sich mit Thränen auf das Grab der Todten, und bat sie um Versöhnung.

Sie ließ das Grab ausmessen, und schenkte ein Wachslicht dieser Länge in die Synagoge. Nicht weniger fastete sie einen Tag, und begegnete dem Eidam auf einige Zeit liebreich. Dann aber vergaß sie die nächtliche Grauenerscheinung, und zankte und prügelte wie zuvor.

Elf Jahre alt hatte Maimon ein Weib genommen, in den ersten Zeiten dieser Ehe wurden Hymen und Amor noch nicht vertraut, doch als der Gatte vierzehn Jahr zählte, gebar ihm Sara den ältesten Sohn, welchen der Knabe vom Vater David nannte. Vermuthlich würde das zarte Ehepaar noch lange ohne Sprößlinge geblieben seyn, wenn Rissia, die gern Enkel sehen wollte, den Eidam nicht zu einer alten sogenannten Hexe gebracht hätte. Diese sprach allerhand Formeln über ihn, und verstand es daneben aber auch, seine Einbildungskraft rege zu machen, daß er wenigstens ahnte, was ihm bis dahin unbekannt geblieben war.

Bei dem allen eine ungewöhnliche zeitige Reife in nördlichen Gegenden. Es scheint aber, daß, wenn man viele Geschlechter hindurch, so frühe Ehen verordnet, es die Constitution nach und nach ändere. So sagt der drollige Lichtenberg: Haut man einem Hunde den Schwanz ab, dem Sohne wieder, und dessen Sohn abermal,

merkt die Natur es sich endlich, und läßt den Schwanz weg.

Weil die wortbrüchige Schwiegermutter statt sechsjähriger Kost und Kleidung den Eidam kaum ein halbes Jahr unterstützte, sah er sich hierauf genöthigt, durch Schulmeisterei Frau und Kind zu ernähren, wobei es knapp genug zuging. Indessen verlor er seine gelehrten Beschäftigungen nicht aus den Augen, schon sah man ihn, troß seiner Jugend, als einen vollkommenen Rabbiner an; er studirte mit Eifer demnächst die Kabbala — eine rabbinische weitläuftige Wissenschaft — und das große theologisch-philosophische Werk des Maimonides: More Nevochim genannt. Es ist für gemeine Köpfe ungenießbar, dem aber, deß Geistesschwingen sich regen, öffnet es die Augen über den eigentlichen Sinn religiöser Geheimnisse, und weckt in ihm ein mächtiges Streben nach Erkenntnissen der Wahrheit. Daß z. B. Moses auf dem Berge mit Gott geredet habe, wird von Maimonides so erklärt: Moses dachte auf dem Berge einsam und tief über die Erscheinungen der Natur nach, da leuchtete ihm der Gedanke ein: sie müsse einen einzigen großen Urheber haben. Das ist also nach ihm die Offenbarung, und eine Erklärung dieser Art muß denkende Köpfe zur spekulativen Philosophie leiten. Indem Maimon sich das

nun merken ließ, wurde er auch bald von seinen Glaubensbrüdern über Unglauben und Ketzerei angeklagt.

Dazu konnte ein Jude in Polen damals leicht gelangen, denn es gab manche Sekten, unter andern die der Chasidien, oder Frommen, die es nicht allein mit dem blinden Glauben ungemein strenge nahmen, sondern auch harte Bußübungen gar seltsamer Art auflegten. Maimon erzählt in seiner Lebensgeschichte davon einige merkwürdige Beispiele.

So gab es in seiner Gegend einen jüdischen frommen Gelehrten, Simon aus Lubtsch, der schon die Thschubath hakana (die Busse des Kana) ausgeübt hatte, welche darin besteht, daß er sechs Jahre den ganzen Tag fastete, und am Abend nichts von Allem genoß, das von einem lebendigen Wesen herkömmt, als Fleisch, Milch, Honig u. s. w. Daneben hatte er die Golath gehalten, das ist eine beständige Wanderung, wo man nicht zwei Tage an einem Orte bleiben darf; einen härnen Sack auf dem bloßen Leibe getragen, und doch glaubte er noch zur Befriedigung seines Gewissens nicht genug gethan zu haben, wenn er nicht auch noch die Tschubath hmischkal (Busse des Abwägens) ausübte. Sie will jede Sünde insbesondere noch abthun. Weil Simon nach einer angestellten

Berechnung, aber zu finden glaubte: die Anzahl seiner Sünden wäre viel zu groß, als daß irgend eine Busse sie würde tilgen können, ließ er sichs einfallen, sich zu Tode zu hungern. Er kam auf seiner Wanderung nach dem Orte, wo Maimons Vater wohnte, und ging, ohne daß Jemand es wahrnahm, in die Scheune, wo er ohnmächtig zu Boden fiel. Zufällig kam Jener in die Scheune und fand ihn, mit einer Sohar (dem Hauptbuch der Kabbalisten) in der Hand.

Da er schon seinen Mann kannte, ließ er ihm gleich allerhand Erfrischungen reichen, Simon wollte jedoch keinen Gebrauch davon machen. Er schlich davon, und man fand ihn hernach todt auf dem Felde. Die Sache wurde allenthalben unter den Juden dort bekannt, und Simon ein Heiliger.

Ein Anderer, Jossel aus Klezk, nahm sich nichts geringeres vor, als die Ankunft des Messias zu beschleunigen. Zu dem Ende fastete er, wälzte sich im Schnee, durchwachte betend Nächte und dergleichen mehr. Mit jeder Art solcher Anstrengungen glaubte er die Niederlage einer Legion böser Geister, welche den Messias bewachten, und seine Ankunft hinderten, bewerkstelligen zu können. Dazu kamen viele Räuchereien, Beschwörungen und ähnliche Alfanzerei, bis Jossel darüber in Wahnwitz fiel, Geister mit

offenen

öffenen Augen zu sehen meinte, jeden mit Namen nannte, um sich warf, Fenster und Oefen zerschlug, glaubend, dies wären die Feinde, welche er tödten müsse u. s. w.

Als Maimon noch dem Aberglauben zugethan war, konnte er es in solchen frommen Uebungen doch nicht weiter, als zu einem dreitägigen Fasten bringen. Er entschloß sich zwar auch einmal zur Thschubath hakana, die Ausführung unterblieb jedoch, über dem Lesen des Maimonides, welcher sich als keinen Freund solcher andächtigen Schwärmerei zeigt. Auch wollte er in der Zeit, wo er sonst den rabbinischen Grundsätzen noch genau folgte, doch gewisse Ceremonien, die ihm einen komischen Anstrich zu haben schienen, durchaus nicht beobachten.

Von dieser Art war z. B. das Malkethschlagen vor dem großen Versöhnungstage, wo jeder Jude sich in der Synagoge auf den Bauch legt, und ein anderer ihm mit einem schmalen Streifen Leder neununddreißig Schläge giebt. Maimon pflegte dann zu sagen: er habe schon in einer andern Synagoge das verrichtet.

Sein Leben daheim in einer freudenlosen Ehe, und zunehmend drückender Armuth, ward ihm nach und nach so unerträglich, wie anderseits sein Drang anwuchs, den wissendurstigen Geist weiter auszubilden, als es in Polen ge-

schehen konnte. Er nahm sich also vor, die Heimath zu verlassen, und nach Königsberg zu gehn, um dort sich auf die Arzneikunde zu legen.

Er entwich im Stillen, ohne Geld, ohne der deutschen Sprache mächtig zu seyn, dem Schicksal sich überlassend. Ein jüdischer Handelsmann, der auch nach Königsberg reis'te, nahm ihn auf seinen Wagen, und gab ihm unterwegs Zehrung.

In Königsberg ging Maimon zu einem jüdischen Arzt, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten. Dieser hatte keine Zeit, sich lange mit ihm zu besprechen, sondern verwies ihn an einige Studenten, die in seinem Hause wohnten.

Als er sich ihnen zeigte, brachen sie in ein helles Lachen aus. Maimon trug eine zerrissene schmutzige, polnisch-litthauisch-jüdische Kleidung; seine Sprache war ein Gemenge von hebräischen, polnischen, russischen und etlichen jüdisch-deutschen Wörtern, und sie klang so possierlich, als er sich umsonst dadurch verständlich zu machen suchte. Die jungen Leute trieben also Scherz und Unfug mit ihm, als sie hörten, er habe vor, wie sie, Student seyn.

Maimon konnte in deutscher Sprache sich nicht ausdrücken, wohl aber hatte er deutsche Bücher gelesen, und ein ungemeines Talent überhaupt, eine ihm fremde Sprache durch Lesen,

bald verstehen zu lernen. Nun hatten die Studenten grade Mendelsohns Phädon auf dem Tische liegen, und wiesen ihm das Buch vor. Maimon las eine Stelle, übersetzte sie ins Hebräische, und redete in der nemlichen Sprache dann über den Inhalt und Sinn, wodurch er zeigte, er sey vollkommen eingedrungen und ein scharfdenkender Kopf. Nun änderten jene ihre Meinung über ihn, legten zusammen, um ihm eine bessere Kleidung und Unterhalt zu verschaffen, gaben daneben ihm aber den Rath, nach Berlin zu gehen, und dort sein Glück zu versuchen, weil er in Königsberg seine Absicht schwerlich erreichen dürfte. Sie empfahlen ihm die Seereise nach Stettin, von wo er nicht mehr weit hätte.

Maimon ging zu Schiffe. Was ihm die Freigebigkeit der Studenten mitgetheilt hatte, reichte eben zu, sich einige Heringe, Zwieback und etwas Branntwein mitzunehmen. Widrige Winde hielten die Reise fünf Wochen auf, und es gab harten Kampf mit Seekrankheit und Mangel genug.

In Stettin angelangt, besaß Maimon nicht die geringste Baarschaft mehr, kannte weder das Land noch gehörig die Landessprache, und war nahe daran, vor Hunger umzukommen. Er wallfahrtete indessen von Stadt zu Stadt, und wo sich Juden fanden, erhielt er einige karge

Unterstützung. Einst lud ihn ein wohlhabender Israelit am Sabbath zum Abendessen. Seine Tochter gewahrte aber auf Maimons, in sieben Wochen nicht gewechselten Kleidern, eine gewisse polnische Lebendigkeit, und wandte sich mit Abscheu von ihm.

Endlich kam er doch nach Berlin, und mußte in das jüdische Armenhaus am Rosenthaler Thore ziehn. Die Aeltesten, beauftragt, der fremden Ankömmlinge Absichten und Gewerb zu untersuchen, kamen, und fragten: was er in Berlin wolle? die Antwort lautete: Medizin studiren, und sonst in Wissenschaften sich ausbilden. Sogleich gaben sie ihm einen schmalen Zehrpfennig, und verwiesen ihm die Stadt. Er mußte zur Stelle wieder hinaus, blieb jedoch vor Schrecken über getäuschte Hoffnung vor dem Rosenthaler Thore ohnmächtig liegen, und sank in eine Art von hitzigem Fieber. Die Wachen meldeten das im Armenhause, man schaffte ihn wieder herein, doch blieb es, nach seiner in etlichen Tagen erfolgten Genesung bei dem alten Spruch: Er mußte zur Stadt hinaus.

Wohin? das galt nun die Frage. Er überließ sich verzweifelnd dem Zufall, ging weiter, ohne daran zu denken auf welchem Wege, und in welcher Richtung er sich befände. Nur, daß

er im Elend werde untergehn müssen, leuchtete ihm ein.

Da begegnete ihm ein lüderlicher verworfener Betteljude von Profession, redete ihn an, und fragte um die Ursache des nur zu sichtbaren Unmuths. Maimon hehlte sie nicht. Jener sprach ihm — nach seiner Art — Trost ein, und sagte: Maimon sollte nur Kameradschaft mit ihm machen, sie wollten zusammen im Lande umher betteln, das sey ein ganz lustiges Leben. Er würde ihn schon unterrichten, wie man es anzufangen habe, daß man den Leuten Allmosen abpreßte.

Für Maimon blieb nur die Wahl, ob er vor Hunger verschmachten, oder in das Anerbieten eingehn wollte. Liebe zum Leben gab den Ausschlag, und so bettelte der künftige berühmte Philosoph, länger als ein halbes Jahr, mit seinen zerlumpten Gefährten. Sie übernachteten in Dorfschenken, auch wohl im freien Felde, von warmer Speise war die Rede nicht, die übrigen Mühseligkeiten eines solchen Treibens kann man sich leicht vorstellen, auch, daß ein Paar abgerissene Betteljuden nirgend eine angenehme Erscheinung sind.

Die Gesellschaft eines so rohen, allen Begriffen von Moralität, Anstand und Schicklichkeit entfremdeten Kerls, mußte ihm auf die Länge unerträglich werden. Als sie daher auf ihren

Irrfahrten nach Posen kamen, beschloß Maimon, es möchte auch gehn, wie es wolle, sich von ihm und der Bettelei zu trennen, ob ihn der Gefährte schon dringend anlag, sie fortzusetzen. Maimon ging zu dem dasigen Oberrabbiner, und entdeckte ihm seine ganze Lage, die größtentheils auch sein Aeusseres nicht verschwieg.

Er fand einen menschlich fühlenden, und in den talmudischen Wissenschaften sehr unterrichteten Mann. Das Bettelkleid hinderte ihn nicht, in Maimons Geist zu sehn. Auf eigne Kosten ließ er jenes von ihm entfernen, und ihm einen schwarzen Rabbineranzug machen. Sodann empfahl er ihn der Judenschaft in Posen, als einen Gelehrten, der zum Jugendunterricht sich vorzüglich eigne.

Ein reicher Israelit nahm ihn nun als Hofmeister bei seinen Söhnen an. Wohnung und Kost fielen gut aus, und mußten den um so mehr erfreuen, der ein halbes Jahr betteln gegangen war. Daneben bestimmte sein Patron ihm einen so ansehnlichen Gehalt, daß Maimon in den zwei Jahren, welche er in diesem Hause verlebte, über zwanzig Dukaten ersparen konnte.

Auf die letzt verdarb er es aber doch mit den Juden in Posen, wozu ihr lächerlicher Aberglauben Gelegenheit gab. Es hatte nehmlich Einer einen Karpfen geschlachtet, und dabei war

ihm vorgekommen, als gäbe der Fisch einen Laut von sich. Auf die Frage bei einem israelitischen Geistlichen, was unter diesen Umständen zu thun wäre, urtheilte dieser: Den Karpfen habe ein Geist bewohnt, man müsse den heiligen Ueberrest in ein Leichentuch hüllen, und feierlich begraben. Dies geschah auch; Maimon aber, davon hörend, sagte: hätte man ihn mir lieber geschickt, ich würde versucht haben, wie so ein begeisterter Fisch schmecke. Man deutete eine solche Aeusserung ihm höchst übel.

Am Gemeinhause befand sich ein, seit langen Zeiten angenageltes, Hirschgeweih, von welchem man einen bösen Zauber behauptete. Wer es berührte, hieß es, müsse auf dem Fleck sterben, wovon man auch Beispiele nannte. Maimon, der einst vorüber ging, faßte es ohne Umstände an, und rief: Seht ihr Posener Narren, ich sterbe nicht. Nun galt er für einen Entweiher des Heiligthums, und ward um so mehr verfolgt, als man ihn schon des nicht regelmäßigen Besuchs der Synagoge halber, lange als einen Ketzer betrachtet hatte.

Maimon ward dessen müde, und weil er ohnehin die alten Entwürfe noch immer festhielt, so gab er seine Hofmeisterstelle auf, um abermals nach Berlin zu reisen.

Jetzt langte er auf der Post und mit Kleidung

besser versehn, hier an, durfte auch nicht in das Judenarmenhaus am Thore einkehren. Demungeachtet wollten ihn die Vorsteher entfernt sehn.

Einige wohlhabende Leute verwandten sich dagegen für ihn, selbst Mendelsohn, zu dem er ging, empfahl ihn in angesehenen Häusern, man brachte eine monatliche Unterstützung auf, die ihm Wohnung und Kost zusicherte.

Aus dem Studium der Arzneikunde ward doch nichts, weil seine Neigung dazu erkaltet war, statt dessen wollte er ein Apotheker werden, trat auch als Lehrling ein, gab es jedoch späterhin ebenfalls wieder auf. Mit einem ungeheuren Fleiß, der auch in Riesenschritten Fortgang gewann, warf Maimon sich dagegen auf die deutsche, lateinische und griechische Sprache, trieb nicht weniger emsig mathematische Wissenschaften, und machte sich aufs innigste mit den Systemen-Philosophen, mit Locke, Leibnitz, Wolf u. s. w. bekannt; dies geschah in unglaublich kurzer Zeit, und meistens unter auffallenden Nebenumständen, die seine ungemein rüstige Geisteskraft zu erkennen gaben.

So fand er z. B. anfänglich, Wolfs Metaphysik in einem Butterkeller, wo er sie um zwei Groschen einhandelte, und nun daheim sich bekannt mit dem Innhalt machte. Wolf beweist hier das Daseyn Gottes a posteriori folgender-

gestalt, nach dem Satz des zureichenden Grundes: daß nehmlich jeder Gegenstand aus der Erfahrung, in einem andern Gegenstande der Erfahrung seinen Grund haben müsse, wo der letzte Gott sey. Dies fand Maimon unrichtig, indem er einwarf: Gott sey ein Gegenstand außer aller Erfahrung, man könne ihn daher nicht aus Erfahrungen beweisen wollen. Er setzte seine Zweifel an dem Wolfschen System in hebräischer Sprache auf, und schickte sie Mendelsohn, der über den darin entwickelten Scharfsinn und Tiefsinn erstaunte. Es gab die Veranlassung, daß er mit Jenem bekannt wurde. Mendelsohn ließ ihn zu sich rufen. Maimon, bis dahin aber meistens nur an polnische Hütten gewöhnt, erschrack so über den artigen Hausrath in Mendelsohns Zimmer, daß er entfliehen wollte, und nur mit Mühe zurückgeholt werden konnte.

Ein Andermal fand er Lockens Schriften in einem jüdischen Hause; er blickte hinein, ersah gleich den Werth, und that dem Hofmeister bei den dasigen Kindern den Vorschlag, ihm Unterricht in Lockens Philosophie zu geben. Dieser lachte gar sehr, ließ es sich jedoch aus Spaß gefallen, um sich über Maimon und seine Weise, lustig zu machen. Aus dem Spaß wurde nichtsdestoweniger Ernst. Der Hofmeister mußte, weil Maimon so elend deutsch las, immer die Sätze

vorlesen, worauf sie Maimon ihm dergestalt erklärte, daß kein Zweifel blieb, er sey augenblicklich tiefer in ihren Sinn eingedrungen, als der Hofmeister bei allem seinen früheren Lesen. Auch fehlte es nicht an Einwendungen, die Maimon gegen Locke machte, wie denn Lernen und Selbstdenken über das eben Begriffene, immer bei ihm Hand in Hand gingen.

Um in der deutschen Sprache mehr Fortschritte zu machen, erbot sich Maimon, einen jungen Menschen seiner Nation darin zu unterweisen. Auch dieser ging es, aus Scherz, ein. Er mußte nun den Adelung stückweise vorlesen, und Jener erläuterte, wobei er aber auch manche Glosse hinzufügte, unter andern Adlungs Erklärung der Partes orationis in manchem Betracht mißbilligte.

Er las auch den Spinoza, erwärmte sich lebhaft für dessen System, und sprach in einer Gesellschaft davon. Ein Anwesender bestritt ihn. Nach Spinoza sind alle Dinge bloße Akzidenzen (Zukömmlichkeiten) einer einzigen Substanz. (Grund- oder Urstoff.) Wie kann das seyn, entgegnete er; sind nicht Sie und ich verschiedene Menschen, hat nicht jeder von uns seine eigene Existenz? Macht die Fensterladen zu, rief nun Maimon. Der Andere wußte nicht, was er damit sagen wollte. Seine Meinung war

aber, daß man das Sonnenlicht durch viereckige oder runde, kleine und große Oeffnungen ins Zimmer fallen lassen könne, daß es aber stets das nehmliche Sonnenlicht bliebe.

Als er mit Helvetius sich bekannt gemacht hatte, gab er seinem System der Eigenliebe allen Beifall. Ein unterrichteter Mann, bei welchem er sich grade befand, war nicht dieser Meinung, und sagte: Wir lieben nicht blos uns, sondern auch wohl andere Menschen. So liebe ich, zum Beispiel, meine Frau. (Er gab ihr in dem Augenblick einen Kuß, und sie war schön, es folglich werth.) Das beweis't nichts gegen mich, sagte Maimon, warum küßt ihr denn eure Frau, als weil ihr Vergnügen daran habt?

Wie schnelle Fortschritte er aber auch machte, wie vielerlei Kenntnisse — wozu auch Physik und Chemie gehörten — er in kurzer Zeit umfaßte, befing er sich anderweitig auch in manche tadelhafte Dinge, handelte nicht selten unklug, und seinem Vortheil ganz entgegen.

Schlimm, daß es die Männer von großem Genie — oft, wo nicht gar stets — so treiben. Könnten sie denn nicht von großem Genie, und daneben auch fein vorsichtig, bescheiden, artig, verbindlich, dem Herkommen gehorsam, und wer weiß was noch Alles seyn? Es scheint demungeachtet, dies wolle sich nicht immer so thun lassen.

Die Kur wäre vielleicht, daß man einem Mann von großem Genie, ein Ehrenamt mit recht hoch tönendem Titel, und ein halb Dutzend Ordens-Kreuze gäbe. Brächte man es dahin, daß er Gefallen an solchen Dingen fände, würde er vermuthlich bald so gehorsam, bescheiden, artig, gescheut, vorsichtig u. s. w. seyn, wie andere Staatsehrenbeamte mit Titeln und Kreuzen, aber — sich auch das Genie abgewöhnen. Und irgend einen Grund muß es doch auch haben, daß man bei gewissen Leuten, wie groß ihre Zahl auch ist, nimmer Genie findet.

Maimon beging dreierlei Inkonsequenzen. Einmal ließ er sich eine weitgetriebene Aufrichtigkeit zu Schulden kommen. Mendelsohn war sein thätiger Gönner, verschaffte ihm durch Freunde eine nicht unbedeutende Unterstützung. Als Maimon aber erst recht bekannt mit den verschiedenen philosophischen Systemen, und zum Selbstanbau dieses Feldes geeignet wurde, äußerte er sich ohne Rücksicht gegen Mendelsohn, bestritt seine Sätze, wollte als sein Lehrer auftreten. Mendelsohn hatte das Verdienst, das Leibnitz-Wolfische System hie und da noch vervollkommnet, ihm ein anmuthiges Gewand gegeben zu haben; auch waren seine philosophische Moral, seine socratischen Ideen über die Unsterblichkeit der Seele, ungemein edel und erha-

ben. Dagegen floh er gewisse Abstrakte; wollte auch — vielleicht schon zu alt damals — auf Kant nicht eingehn, den er nur den Alleszermalmenden nannte. Endlich hielt er fest an den theologischen Grundsätzen seiner Väter, und Lavaters Aufforderungen, dem Judenthum zu entsagen, waren umsonst gewesen. Vieles von dem stand der frischen — auch weiter reichenden — Geisteskraft Maimons nicht an. Und in sofern Jener seinen Gegensätzen nicht wich, glaubte Maimon, dies könne nicht aus Ueberzeugung, sondern nur aus Rücksichten auf seine bürgerliche Lage herfließen. Er sagte also seinen Bekannten: Mendelsohn wäre nichts, als ein philosophischer Heuchler. Ueber Andere, die auch sich weise dünkten, aber leicht zu durchschauen waren, fällte er denn auch mehr richtige, als verbindliche Urtheile, nannte sie oberflächliche Schwätzer, seichte Köpfe und dergleichen. Indem sie es oft erfuhren, konnte es sie nicht zu Maimons Vortheil stimmen.

Ferner dachte er auf keinen festen Lebensplan. In der That hatten es die reichen Israeliten in Berlin mild und gutthätig mit ihm vor, wollten ihm zu einem guten Fortkommen behülflich seyn. Daher kam die Erlernung der Apotherkunst auf die Bahn, und sechszig Thaler Lehrgeld wurden für ihn wirklich, in einer Apotheke be-

zahlt. Maimon fand sich auch gehörig ein, und nahm an den chemischen Prozessen großen theoretischen Antheil. Das heißt, er suchte sich über die hier obwaltenden Naturgesetze zu unterrichten, darüber zu räsonniren, neue ausfindig zu machen, Alles mit seinem gewohnten Scharfsinn; ein praktischer Apotheker wurde dagegen aus ihm ganz und gar nicht; zu dem Alltäglichen und Handwerklichen dabei, hatte er weder Lust noch Geduld. So war mithin jene Summe vergeblich aufgewandt.

Endlich gerieth Maimon auch mit etlichen jungen Leuten, von eben nicht strengen Grundsätzen der Sittenlehre, zusammen. Sie wollten dies und jenes von ihm lernen, lehrten ihn aber dies und jenes dafür. Sie nahmen ihn zu allerhand Lustgelagen mit, auch wohl zu solchen, die das Licht scheuen. Maimon, der sich mit allen Systemen vertraut gemacht hatte, zeigte hier, daß er auch dem epikurischen nachleben könne.

Von dem Allen hörten denn seine Gönner, und Mendelsohn, der an ihrer Spitze stand, ließ ihn, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Berlin, zu einer ernsten Erörterung zu sich bescheiden. Hier klagte er über Maimon, eröffnete ihm, daß seine Freunde, deren Erwartungen unerfüllt blieben, in ihrem Eifer für ihn zu ermü-

den begännen, und was dem mehr war. Maimon hätte durch Geschmeidigkeit vermuthlich wieder einlenken, und das alte gute Verständniß erneuern können. Statt dessen antwortete er aber mit Leichtsinn, sogar mit einigem Troß, und fügte hinzu: er sähe wohl, daß er von Berlin weg müsse, er werde sein Glück also an einem andern Orte versuchen. Mendelsohn gab ihm demungeachtet vortheilhafte Zeugnisse und Empfehlungen auf die Reise.

Mit geistiger Ausbildung zwar nun hoch bereichert, doch wieder dürftig genug, und mit Plan und Zweck wenig auf dem Reinen, ging Maimon nach Hamburg. Dort empfing er wenig mehr, als den wohlgemeinten Rath, sich nach Holland zu begeben. Er befolgte ihn, reisete nach Amsterdam, von dort nach Haag, wo er sich neun Monate aufhielt, während deren ein wohlhabender Israelit ihm den Tisch gab. Außerdem befand er sich hier übel. Eine Wittwe verliebte sich in ihn, und wollte ihn heirathen. Da sie ihm aber nicht gefiel, er zudem auch in Polen eine Frau hatte, lehnte er den Vorschlag ab. Endlich wollte er sich in einen Kanal stürzen, um seinem unfreudigen Leben ein Ende zu machen. Am Geländer besann er sich doch eines anderen, und beschloß abermals nach Hamburg zu gehn.

Er machte sich über Hannover auf den Weg. In dieser Stadt verfügte er sich zu einem reichen jüdischen Wechsler, und übergab ihm das von Mendelsohn erhaltene Zeugniß, das von seinen Talenten und Wissenschaften sprach, und ihm der werkthätigen Unterstützung seiner Glaubensgenossen empfahl. Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Wechsler die Feder, und schrieb unter Mendelsohns Zeilen: „Auch ich bezeuge hiemit, „daß das, was Herr Mendelsohn zum Lobe des „Herrn Salomon schreibt, seine völlige Richtig„keit habe,“ und ließ ihn damit gehn.

Er kam wieder zu Hamburg an, und in den betrübtesten Vermögensumständen. Sie zu verbessern, gerieth er auf den Einfall, zum Christenthum überzutreten. Er begab sich zu einem angesehenen Geistlichen. Dieser fragte nach den Gründen, welche seinen Entschluß bestimmt hätten. Maimon sprach hier wieder zu aufrichtig, als daß der Prediger nicht hätte einsehen sollen, die Kirche würde eben keinen gläubigen Proseliten an ihm gewinnen. Ein Rath, den Vorsatz aufzugeben, machte dieser Unterhandlung ein Ende.

Dagegen fand er einen wohlthätigen Mann, der ihn schon in Berlin gekannt hatte, und seiner sich annahm. Er meinte sehr richtig, daß, bei allen philosophischen und andern Studien, worauf sich Maimon zeither mit so gutem Er-

folg gelegt habe, ihm doch manches noch fehle, das im bürgerlichen Leben allein ein sicheres Fortkommen begründe. Deshalb rieth er ihm an, das Gymnasium in Altona einige Zeit zu besuchen, um mit Eifer das Versäumte nachzuholen. Er wollte die Kosten tragen.

Maimon willigte ein, erhielt eine Matrikel, und ward Gymnasiast in Altona, ungeachtet er damal schon beinahe dreißig Jahre zählte.

War der Besuch der Klassen gleich nicht immer regelmäßig, nützte er seinen hiesigen Aufenthalt doch gut, und befand sich zwei Jahre lang sorgenfrei. Nur einige Verdrießlichkeiten mit dem Oberrabbiner trafen ihn, theils weil Maimon sich nicht zu den Religionsübungen einfand, theils, weil seine Frau seinen jetzigen Wohnort ausgemittelt hatte, und durch den Oberrabbiner ihm zumuthen ließ, sogleich wieder nach Polen zu kommen, oder ihr einen Scheidebrief zu senden. Er mochte weder das Eine, noch das Andere. Dies entrüstete den hebräischen Geistlichen, der zürnend ausrief: Schoffer, Schoffer! So heißt nämlich das Horn, worin, als Ermahnung zur Buße, am Neujahrstag in der Synagoge geblasen wird, und dessen Ton die satanischen Geister sehr fürchten sollen. Er zeigte zugleich auf den im Zimmer befindlichen Schoffer, und fragte: ob Maimon wisse, was das sey? Die'

ser entgegnete: O ja, es ist ein Horn von einem Bock.

Bei diesem Worte fiel der Oberrabbiner in seinen Stuhl zurück, und hob an, die ewig verlorne Seele zu beklagen, während dessen Maimon sich empfahl.

Freilich sind manche leichtsinnige Handlungen seines Lebens, am wenigsten aber das Betragen gegen seine Gattin, nie zu rechtfertigen.

Nach zwei Jahren unterwarf er sich einem Examen, und erbat sich hierauf ein Zeugniß von dem damaligen Direktor Dusch. Es lautete unter andern wörtlich:

„Seine Talente überhaupt zur Erlernung al„les Schönen, Guten und Nützlichen, vorzüglich „solcher Wissenschaften, welche starke Anstrengung „der Geisteskräfte, abstraktes und tiefes Denken „erfordern, sind, ich möchte beinah sagen, außer„ordentlich. Jedes Wissen, was den meisten Auf„wand von eigner Thätigkeit erfordert, ist ihm „das angenehmste, und Beschäftigung der Denk„kräfte scheint sein größtes, wo nicht einziges Ver„gnügen zu seyn. Sein liebstes Studium ist bis„her Philosophie und Mathematik gewesen, wor„in er Fortschritte, zu meinem Erstaunen gemacht „hat.“

Diese Fortschritte hatte er indessen früher als auf dem Gymnasium zu Altona gemacht.

Wohin nun? hieß abermal die Frage. Weil es ihm aber in Berlin noch am besten ergangen war, glaubte er wohl zu thun, wenn er dahin zurückkehrte.

Gleichwohl fand er jetzt manche Hindernisse, obschon seine älteren Freunde zum Theil ihn wieder begünstigten. Er hatte den Plan, hebräische Schriften, zum Nutzen der so wenig unterrichteten Juden in Polen herauszugeben. Er fand Beifall, aber nicht die gehoffte Unterstützung, gerieth daher ins Stocken. Maimon begab sich nach Dessau, um hier mit aller Muße an die genannte Arbeit zu gehen, verließ diese Stadt jedoch nach einiger Zeit wieder, und trat eine Reise nach Breslau an.

Hier entflohen ihm abermal einige, bald erheiterte, bald mißliche, Jahre. Sein Handeln in dieser Zeit war oft zu loben, oft auch nicht. Den rühmlichen Vorsatz, hebräische Lehrbücher für die unwissenden polnischen Israeliten ans Licht zu stellen, hatte er nicht aufgegeben. Mendelsohns Morgenstunden in jene Sprache übersetzt, eine Naturlehre nach Newtons Prinzipien darin geschrieben, ein Lehrbuch der Mathematik und manches andere, woran er sowohl in Dessan, als in Breslau thätig war. Die Schriften fanden jedoch keine Verleger, weil diese keinen Absatz davon hofften. Ein Entwurf, sie auf Unterzeich-

nung drucken zu lassen, scheiterte auch, und die Werke blieben Handschrift.

Garve und einige andere christliche Gelehrte wandten ihm einige Vortheile zu, seine Glaubensbrüder schienen dagegen mehr wider, als für ihn eingenommen, und behaupteten: er verbreite schädliche Meinungen. Doch bekam er eine Hofmeisterstelle in dem Hause eines Bankiers, wovon er leben konnte.

Nur behagte ihm auch der mühselige Kinderunterricht wenig mehr. So viel er sich also davon losmachen konnte, oder wenigstens nach beendeten Lehrstunden, trieb er sich denn mit lustigen Brüdern in Kneipen herum.

Auch stattete ihm seine Frau hier einen nicht erfreulichen Besuch ab. Mit Amazonenmuth ging sie auf ihn ein, hielt ihm seine bösliche Verlassung vor, und begehrte: er solle mit ihr wieder nach Polen ziehn.

Dazu hatte er kein Ohr, doch begegnete er ihr nach Möglichkeit freundlich und galant, führte sie zu Lustbarkeiten, und schaffte ihr Vergnügungen. Auch gab er ihr alles Geld, was er damal besaß, und etwas über funfzig Thaler betrug.

Da er bei dem Allen nicht heimkehren mochte, klagte sie bei den jüdischen Gerichten auf eine Ehescheidung. In diese ward er auch verurtheilt. Der aus dem Gesetzbuch auf ihn bezogene Grund

lautete nicht verbindlich. Er heißt: Ein Vagabund, der seine Frau viele Jahre verläßt, ihr nicht schreibt, und kein Geld schickt, soll, wenn er aufgefunden wird, zur Ehescheidung gerichtlich gezwungen werden.

So hatte es Maimon freilich verdient, und sich ohne Zweifel hier mit einer schweren Unrechtlichkeit befleckt.

Die Hofmeisterstelle ging auch zu Ende, weil seine Zöglinge einer anderen Bestimmung folgten. Nun sah er sich genöthigt, in verschiedenen Häusern Unterricht zu geben. Es warf ihm Geringes ab, und noch geringer war seine Neigung dazu. Indem man dies wahrnahm, versiegten endlich auch diese Hülfsquellen, und es ging ihm wieder äußerst schlimm.

Zum viertenmale reis'te er wieder nach Berlin. Mendelsohn war nun todt, die übrigen Freunde wollten nichts von ihm wissen. Doch veranstaltete Herr Bendavid, der von seiner Noth gehört hatte, eine Sammlung von etwa dreißig Thalern für ihn, die er ihm einhändigte.

Maimons ganzer Sinn war nun so angethan, daß, wenn er dreißig Thaler in der Tasche hatte, er einen unversieglichen Reichthum zu besitzen meinte, und nun wohlgemuthet und froh wieder auf seinem Lebenswege fortging. Auch

war ihm eine solche Summe mehr als vielen Andern, er konnte, wenn es seyn mußte, sich höchst eng beschränken, und nach alter polnischer Art zehren.

Jetzt miethete er sich bei einer alten Frau, in eine sogenannte Schlafstelle, ein. So ein Aufenthalt ist noch ärger, als die Dachstuben der Poeten, wovon so viel gesprochen wird. Denn sie bewohnen sie doch allein, Maimon hausete aber mit dem alten Weibe in Einem Gemach.

Wer hätte demungeachtet denken sollen, daß in dieser Schlafstelle Dinge vorgenommen wurden, die in der damaligen philosophischen Literatur ein ungemeines Aufsehen machten, und die ersten Köpfe Deutschlands nicht allein beschäftigten, sondern auch belehrten, oder betreten machten. Denn Maimon gab sich jetzt ausschließlich mit Kants Vernunftkritiken ab, und wollte, ob diese gleich keinem Systeme mehr Raum zu lassen schienen, dennoch ein eignes zu Tage fördern. Er gerieth auf ein Coalitionssystem, das alle ältere mit Kants systemzerstörenden Lehrbegriffen vereinen sollte. Er bearbeitete das so, daß er Spinoza's und Leibnitzens Ideenverwandtschaft zu Kant darthat, übrigens dem Humeschen Skeptizismus ein weites Feld zu Angriffen auf Kant öffnete. Nur genaue Sachkenner vermö-

gen den Umfang eines so kühnen Unternehmens zu beurtheilen.

Auf diese Weise entstand Maimons Transzendentalphilosophie, welche das Coalitionssystem enthielt. Als die Handschrift fertig war, zeigte er sie einem Schüler Kants, welcher den Ruf für sich hatte, seinen Lehrer mehr wie Andere begriffen zu haben. Dieser las, wagte aber kein Urtheil, sondern rieth, das Manuscript gradezu an Kant selbst zu überschicken, und versprach, es mit einem Schreiben an den großen Philosophen zu begleiten. Auch Maimon legte einen Brief bei.

Kants merkwürdige Antwort an Jenen hieß:

„Aber wo denken Sie hin, liebster Freund, „mir einen großen Pack der subtilsten Nachfor„schungen, zum Durchlesen nicht allein, sondern „auch zum Durchdenken zu überschicken, mir, der „ich in meinem 66sten Jahre noch mit einer weit„läuftigen Arbeit, meinen Plan zu vollenden, „(theils in Lieferung des letzten Theils der Kritik, „nämlich den der Urtheilskraft, welcher bald her„auskommen soll, theils in Ausarbeitung meines „Systems der Metaphysik der Natur sowohl, als „der Sitten jenen kritischen Forderungen gemäß) „beladen bin. Der ich überdem durch viele Briefe, „welche specielle Erklärungen über gewisse Punkte „verlangen, unaufhörlich in Athem gehalten werde,

„und obendrein von wankender Gesundheit bin. „Ich war schon halb entschlossen, das Manuscript „sofort mit der vorerwähnten so gegründeten Ent„schuldigung zurück zu schicken. Allein ein Blick, „den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüg„lichkeit desselben zu erkennen, und daß nicht allein „niemand von meinen Gegnern mich und die Haupt„frage so wohl verstanden, sondern daß auch nur „Wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen so „viel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Mai„mon, und dies bewog mich u. s. w."

An Maimon schrieb er:

„Ew. Wohledelgeboren Verlangen habe ich „so viel, als für mich thunlich war, zu willfahren „gesucht, und wenn es nicht durch eine Beurthei„lung Ihrer ganzen Abhandlung hat geschehen „können, so werden Sie die Ursache dieser Un„terlassung aus dem Briefe an Herrn *** ver„nehmen. Gewiß ist es nicht Verachtung, die ich „gegen keine ernstliche Bestrebung in vernünftigen, „die Menschheit interessirenden Nachforschungen, „am wenigsten aber gegen eine solche, wie die „Ihrige ist, bei mir hege, die in der That kein „gemeines Talent zu tiefsinnigen Wissenschaften „verräth u. s. w.

Waren Kants Lobsprüche für Maimon sehr schmeichelhaft, konnte das gewissermaßen noch mehr von der sittlichen Verlegenheit gelten, die

sein Schreiben kund gab. Sie ließ sich auch wohl erklären. Nur an unbedingte Verehrer und Bewunderer hatte er sich gewöhnt, und seine bis dahin aufgestandnen Gegner — von Fichte war die Rede noch damal nicht — wußten ihn selten zu fassen, und hatten daher nichts zu bedeuten. Ein Anderes dagegen mit genannter Schrift. Von Ideenverwandtschaften hörte Kant, der ein nie da gewesenes Original seyn wollte, vermuthlich ungern, da es den Gedanken von Ideenentlehnungen wecken konnte. Und noch weniger von Blößen, die er dem Skeptizimus (dem Angriffe durch Zweifel, welche die Beweise nicht überzeugten) sollte gegeben haben.

Maimon ließ nun seine Transzendentalphilosophie drucken. Sie ward ungemein gelesen, obschon nicht von Jedermann verstanden. Ein Exemplar war an die allgemeine Litteraturzeitung in Jena übermacht worden. Da nun in geraumer Zeit keine Beurtheilung erfolgte, schrieb Maimon, gespannt darauf, selbst an die Herausgeber. Man antwortete ihm: „er wisse selbst, wie gering die Anzahl derjenigen sey, die geschickt dazu wären, philosophische Werke richtig zu fassen, und zu rezensiren; drei der spekulativsten Denker hätten die Anzeige seines Werks abgelehnt, weil sie nicht vermögend wären, mit ihm in die Tiefen seiner Untersuchungen einzudringen. Der Antrag sey

einem vierten geschehn, von dem man eine befriedigende Antwort hoffe."

Eine solche Erklärung der allgemeinen Litteraturzeitung gehört zu den Seltenheiten, und macht zugleich das Buch dazu.

Erst im Gange mit deutscher Schriftstellerei, fuhr Maimon wacker fort, lieferte eine Menge von Aufsätzen in die deutsche Monatsschrift, in das Journal für Aufklärung, und manchen anderen damaligen Zeitschriften. Er schrieb auch ein philosophisches Wörterbuch, und verband sich mit dem Professor Moritz zur Herausgabe der Erfahrungsseelenkunde.

Er arbeitete ungemein schnell, empfing gute Honorare, und konnte mithin bequem leben, auch wohl dann und wann lustig. Bisweilen hielt er sich damal — von 1790 etwa und mehrere folgende Jahre — in Berlin, auch zu Potsdam in einer Lederfabrik, und beim Sommer auch wohl in dem nahe vor Berlin liegenden Dorfe Weissensee auf.

Seine Außenseite versprach wenig, seine Kleidung, obgleich nun deutsch, trug eben nicht das Gepräge der Eleganz, demungeachtet sahen ihn viele Berliner sehr gern, und bemühten sich, an öffentlichen Oertern mit ihm zusammen zu treffen. Denn seine Unterhaltung war so anziehend, als vielseitig. Er war jetzt der deutschen Sprache

mächtig, nur daß man ihm die Herkunft aus Polen freilich anhörte.

Man konnte ihn über die meisten Gegenstände alter und neuer Literatur fragen, und empfing Antworten, die nicht allein von einer ungeheuren Belesenheit zeugten, sondern auch immer ein eigenthümliches Nachdenken über den Gegenstand, eine sich neu geöffnete Ansicht desselben, kund thaten. Und dies galt nicht allein von abstracten und polemischen Werken, sondern auch von solchen, von denen man hätte glauben sollen: es wäre ihm, bei seinen zeitherigen Lebensverhältnissen, unmöglich gewesen, ihren Sinn zu würdigen.

Um nur ein Beispiel zu nennen, gehörten die bekannten Sätze des Rochefoucault dahin. Sie kann man als den raffinirtesten Abhub derjenigen tiefen Menschenkunde betrachten, die nur in der Pariser Welt, und am Hofe zu Versailles, sich gewinnen ließ. Sie gelten darum auch bei den Franzosen, als eine Art Catechismus der Höflinge. Maimon war in einem elenden polnischen Dorfe geboren und erzogen, hatte bis zum Mannesalter in dortigen kleinen Städten gelebt, und auch späterhin selten Gelegenheit gefunden, Kreise von Leuten zu sehn, die auf sogenannte conventionelle Bildung Anspruch machen, oder — was noch mehr hierher gehört —

auf die feinste List und Verschlagenheit. So wäre zu vermuthen gewesen: Rochefoucaults Schrift müsse ihm, als eine Fremdheit, wo nicht zuwider, doch gleichgültig gewesen seyn. Nichtsdestoweniger fand er großes Behagen daran, und mochte in Gesellschaft einen oder den andern Satz gern erläutern, gleichsam ihn zum Text seiner Predigt machen. Es war zum Erstaunen, wie scharf und richtig er über den Satz sprach, und seine Wahrheit denen einleuchtend machte, welche bis dahin sich eben nicht im Stande gefühlt hatten, dem feinen Pariser Characterzeichner, zum Beschauen der innern Phisiognomie des Herzens zu folgen.

So hatte er denn bald wieder viele Freunde, und bedurfte der eigentlichen Gönner nicht mehr.

Von Allen, schloß sich vielleicht C. P. Moritz am festesten an ihn. Hatte dieser Maimons Talente grade nicht *), so glichen beide einander viel in ihrer Denkweise, und ihrer ganzen Art, das Leben auf die leichte Schulter zu nehmen. Auch Moritz konnte von früheren bunten Lebenswanderungen erzählen. Er war einst Hutma-

*) D. h. philosophische, anderweitige dagegen wohl; so half er auch Maimons Styl nach, weil dieser zu spät an die deutsche Sprache gelangt war, um Allenthalben dem bessern Geschmack gnügen zu können.

cherlehrling, dann Schauspieler, und weit umher zu schweifen, ohne eben den Zustand seiner Börse ängstlich zu berathen, seine Hauptneigung gewesen. Uebrigens strebte er Allenthalben auch nach Eigenthümlichkeiten, und so paßten diese beiden Männer schon zusammen. Nach Moritz Beispiel schrieb Maimon auch seine Lebensgeschichte, und Moritz gab sie, mit einer Vorrede begleitet, heraus.

Einigen, die Maimons Umgang suchten, ward er nützlich, denn von seinen Lippen strömten gleichsam die Leitfaden und Marksprüche. Das bedeutende durchdringende Auge, die scharfen Züge im Gesicht, die einen ächten Beruf zum Lehrthum ankündigten, und die einfache, antike Haltung der ganzen Gestalt dazu, und man wurde versucht, an jene Philosophen in Athen zu denken, um die sich versammelte, was Unterricht schöpfen wollte.

Und es war dabei so merkwürdig, daß man jeden Gedanken Maimons, als das zweifellose Kind seines eigenen Geistes, ansehen konnte, denn nie machte er den Nachhall des schon Gedachten, war stets der reine Urheber jedes ausgesprochenen Wortes. In der That würde man jetzt eine solche Erscheinung in Berlin umsonst suchen, obgleich eine Universität die Zahl der Gelehrten nicht wenig gemehrt hat. Einmal hört

man von Niemanden, dem Lernbegierige auch im gemeinen Leben nachellten, um sich gelegentlicher Spenden von Weisheit zu erfreuen, und zweitens ist heut zu Tage auch nichts seltner geworden, als Originalität. Alles spricht im Geist einer Schule, und die Antwort, welche auf diese und jene Frage zu hoffen steht, läßt sich meistens schon vorempfinden.

Einem wurde indessen Maimon auch verderblich, obgleich nicht durch seine Schuld. Dies war ein gewisser Professor Grätsch, von der Malerakademie; ein sonst ziemlich unterrichteter Mann, der einige Zeit in Rom gelebt hatte, aber grade sein Hauptfach, vernachlässigte, um sich mit speculativer Philosophie zu befassen. Maimon galt nun sein Orakel, er wollte sich ihm aber auch nachschwingen, eben so frei, kräftig und eigenthümlich über die Erscheinungen urtheilen, wozu ihm gleichwohl die Gaben versagt waren. Maimons Skeptizismus, der jedoch immer sich mit Feinheit und Klarheit darstellte, hatte ihn besonders angezogen, und nun machte er überall den Zweifler. Es geschah roh und absprechend, ohne alle Gründlichkeit und Schärfe indessen auch nicht immer. Er gewöhnte sich die Redensart an: „'s ist alles dummes Zeug," und gefiel sich damit: Jeden, der irgend etwas, als wahr und edel pries, mit seinem Kraftwort aus

dem Felde zu schlagen, den schönen Traum seiner Meinung zu zerstören, und ihm beredt nachzuweisen, warum das eben Behauptete dummes Zeug sey. Religiöse, politische, ästhetische Sätze, genug, was es seyn mochte, der Professor blieb dabei: 's ist alles dummes Zeug!

Das hätte als redekünstliche Gymnastik hingehn mögen, allein indem sich nun der Mann für und für übte, an den Dingen nur die Schattenseite, das Unvollkommne, Verächtliche, Lächerliche aufzusuchen, blieb es nicht bei dieser Verstandesoperation, er ließ sie auch in sein Gemüth übergehn. Daraus folgte am Ende, daß er auch sich selbst nicht mehr achtete, und ein Witzling entgegnete ihm einst mit Recht auf seinen Lieblingsspruch: Sie folglich auch. Der Professor vernachlässigte sein Betragen ungemein, ergab sich dem Trunk, seine Geisteskräfte schienen in Unordnung gerathen, und man fand ihn zuletzt in der Stralower Vorstadt in einem Graben todt. Er mochte vielleicht, bei nächtlicher Weile, und nach zu viel eingenommenen Flüssigkeiten, hineingefallen und ein Opfer der Kälte geworden seyn. Doch wieder zu Maimon.

Es versteht sich, daß wenn er nun auch, indem er die hebräische Schriftstellerei mit der einheimischen vertauscht hatte, leben konnte, und allenfalls besser, als je zuvor, er doch nichts vor

sich brachte. Einnahme und Ausgabe hoben sich vielmehr auf, und Maimons Blicke in die Zukunft waren eben nicht geeignet, ihn zu erheitern, auch nahten die Jahre schon, welche an Ernst mahnen.

Es hielt sich aber ein wohlbegüterter Graf aus Schlesien in Berlin auf; ein gelehrter, sinniger und menschenfreundlicher Mann. Er schätzte die Schriften, wie die persönliche Unterhaltung des Philosophen, und erbot sich, ihm auf seinen Gütern lebelang eine sorgenfreie Ruhestätte zuzusichern, wenn er ihm dahin folgen wollte.

Maimon ließ sich das nicht zweimal sagen, und, weil der Graf festen Wortes und Charakters war, konnte er sich in den Hafen eingelaufen betrachten. Die Besitzung, wo sein edler Gönner sich gewöhnlich aufhielt, lag in einer ausgezeichnet schönen Gegend, ein anmuthiger Garten am Schloß, an einem guten Tisch, und einer bequemen Wohnung fehlte es dem Philosophen nicht. Was konnte er noch wünschen.

Es pflegt aber hienieden der Aufenthalt in einem Hafen der Ruhe nicht lange zu dauern, und das Schicksal ihn denjenigen am wenigsten zu gönnen, die es zeither viel auf unruhigem Wogen umher getrieben hat. Entweder es reißt sie wieder hinaus in den Sturm, oder macht das Lebensschiff bald am Ankerthau leck. So

entflo-

entflohen unserm Maimon nur wenige Jahre in dem ländlichen Sorgenfrei, dann wies ihm der Tod einen Aufenthalt an, wo alle Sorgen, aber auch alle Freuden, zu Ende sind.

Wo aber dieser Aufenthalt eigentlich seyn sollte, darüber erhob sich noch an Maimons Sarg eine Frage. Der Geistliche im Orte dachte nicht, wie Jener im Haag, welcher dem Israeliten Spinoza ohne Weiteres eine Stelle auf dem Begräbnißplatz der Christen gönnte. Der nächste Ort, wo sich Juden befanden, war Glogau in Niederschlesien. Man schrieb dahin, ihre Gemeindevorsteher erklärten jedoch: daß sie Maimons Leichnam nicht aufnehmen würden, indem er sich schon lange den Gebräuchen ihrer Religion entzogen gehabt habe. Nun meldete der Graf den Vorfall an die damalige Kammer in Glogau, und setzte hinzu: er würde, dafern es gestattet sey, gern den Todten in seinem Garten beerdigen lassen. Die Kammer erließ nun aber einen gemessenen Befehl an die Judenschaft, nach dem sie unweigerlich Maimons Leiche bestatten sollte.

Dem Befehl konnte sie sich nicht entziehn, doch wurde mindestens der Todte auf einem schlechten Wagen, mit Einem Pferde abgeholt, und auf eine Weise ins Grab gelegt, die ihn als einen jüdischen Ketzer und Apostaten bezeichnete.

Daraus würde er sich, wenn er noch bei seinem Leben das Loos seines Staubes hätte voraussehn können, freilich wenig gemacht haben.

So hatte dies jüdische, wahrhafte Kraftgenie, denn seine Wallfahrten im Ideenreich, und seine romantischen Züge durch das wirkliche — ihm aber oft sehr prosaische — Leben, beschlossen. Die mitgetheilten Nachrichten über ihn, nahm der Verfasser dieses Aufsatzes, zum Theil aus Maimons — den er genau kannte — eignem Munde, zum Theil, aus seiner vor vierundzwanzig Jahren erschienenen und vergessenen Lebensbeschreibung, die aber hauptsächlich Maimonides und anderer israelitischen Schriftsteller Lehrgebäude auseinander setzt.

Die vielen Aehnlichkeiten zwischen Spinoza und Maimon, wird Niemand verkennen.

Jüdische Scene,

gespielt

im Saale bei Kämpfer.

Personen:

Mamsell Sprizchen,
Herr Gimpertz und
Professor Schwulst.

Spriz. Schaffen Sie mir Thee, mir ist so schlimm.

Gimpertz. Eine Portion Thee und zwei Tassen. Sie essen doch nichts?

Spr. Ich mag nicht. (sie lüftet sich und seufzt.)

Gimp. Nun! was wollen Sie, setzen Sie sich.

Spr. Man läuft sich die Beine ab, ehe man hieher kömmt bei Kämpfers.

Gimpertz. Ich meine, man läuft sich ab die Schuhsohlen.

Spr. Gehen Sie mit Ihrem Witz.

Gimp. Gott, sehn Sie, da kömmt der Professor Schwulst.

(Schwulst tritt auf.)

Spr. Sie kommen wie gerufen, das ist mir erstaunend lieb, daß Sie wieder hier sind, Sie waren ein ganz Weilchen entfernt.

Schwulst. Entfernt? Nur gemeine Naturen kann die Entfernung entfernen, mir ist die wirkliche Gegenwart mehrentheils zu gegenwärtig. (lacht.)

Gimp. Verzeih'n Sie, Herr Professor, Sie sind doch gewesen in Weimar?

Schw. Da war ich, im ganzen Sinn der Phrase.

Gimp. Sagen Sie, haben Sie ihn gesehen, den Göthe, was macht er, was schreibt er?

Spr. Haben Sie sehen geben sein neues Stück, seinen Götz von Berlichingen?

Gimp. Sie sollen doch spielen mit Masken in Weimar, sagen Sie, ist es wahr? spielt der Göthe mit?

Spr. Gott! was reden Sie; verzeihen Sie, haben Sie gesehen aufführen seinen Götz zu Weimar, er soll doch spielen bis Mitternacht, göttlich!

Schw. Der mehrsten Menschen Thun und

Treiben und vermeintlicher Genuß ist eingeschlossen zwischen den Zeigern des Zifferblatts, vermag ein Geist wie Er sich rein auszusprechen, in dem Zeitraum, den die Erbärmlichkeit bestimmt?

Spr. Göttlich gesagt? bei Gott! Verzeih'n Sie, Herr Professor, meine Frage: Ob man hier schon mag haben das Manuscript?

Gimp. Ich weiß es, es ist ganz gewiß hier, der Schummel der is doch Bursche bei dem Jacob, der is bei der Controlle, der hat mir gesagt: wir studiren's schon ein.

Spr. Es würde mir erstaunend lieb seyn, wenn ich es könnte kriegen zu lesen.

Schw. Ich werde es begehren lassen.

Spr. Gehn Sie, Gimpertz, und holen Sie uns doch eine Tasse, der Herr Professor nehmen doch ein Täßchen Thee?

Gimp. (im Abgehn.) Verzeihen Sie, Herr Professor, Sie werden das Manuscript schwerlich bekommen.

Schw. Arroganz drückt die Convenienz platt, ganz platt, und was vermag diese Convenienz gegen ein gleich einem Igel vollendetes Wollen und Begehren. (lacht.)

Spr. Wie freu' ich mich, wenn ichs bekomme, rasend; aber sagen Sie, wer wird den Götz machen? mein Fleck ist hin, auch Iffland tandt.

Schw. Wahrscheinlich der Desrienne, der eine Ahnung von der Darstellung hat.

Simp. (im zurückko..:.men.) der Desrienne, göttlich! haben Sie gesehen seine Drillinge? bei Gott, es ist doch schön! und die Maas, die is doch einzig — einzig.

Schw. Was diese Race von sogenannten Schauspielern auf eine liebenswürdige Art karakterisirt, ist: daß sie in ihrem treuherzigen Eifer von der Freiheit zur Kühnheit übergehen, und so ungeschickterweise in die Frechheit hineinplumpen.

Spr. Ja man ennuyirt sich schrecklich in der Comödie.

Simp. Die Stücke von Schiller werden doch gegeben recht schön!

Schw. Ja wenn Sie annehmen, daß es Stücke sind, so geb ich es zu.

Simp. Nennen Sie den Wallenstein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina nicht Stücke?

Schw. Zuweilen hat der Schiller eine Ahnung von Poesie. Gleich einem Schwein verzehrte er die Genovesa von Tieck, und nachdem er solche verdaut hatte, gab er uns die Jungfrau von Orleans, und aus dem Alarcos machte er seine Braut von Messina, so entstanden nach jenen göttlich drastischen Urbildern diese unserm erbärmlichen Zeitalter angepaßte Erzeugnisse.

Spr. Nun Gimpert, was sagte ich Ihnen?

Gimp. Verzeihen Sie, Herr Professor, ich habe bei Gott gemeint, es wäre das Schönste, was man sehen kann.

Schw. Einige Hoffnung müssen die Schlegel und Tieck gehabt haben, daß, nachdem sie ihre Aufschlüsse über das Wesen der Poesie gegeben hatten, Schiller es fassen würde, so wie Göthe sichtbar gethan hat, und gewiß hoffen sie noch, sonst hätten sie ihn schon platt gedrückt, vernichtet und annihilirt, wie geschehen ist mit Wieland und Consorten.

Gimp. Was sagen Sie, der Wieland ist vernichtet?

Schw. Gewissermaßen nicht, denn er hat nie gelebt.

Spr. Göttlich gesagt, haben Sie ein Bleistift Gimpertz, geben Sie her. (Sie zieht eine Brieftasche hervor.)

Gimp. Verzeihen Sie, Herr Professor, haben Sie schon gesehn die Ausstellung bei Caspar Weiß unter den Linden? ich möchte gern wissen ihr Urtheil.

Schw. Dem Künstler fehlt die Ahnung der Kunst, außer der Madonna von Raphael und dem Judas, erblickte ich nichts, als das tölpelhafte Tappen des prosaischen Zeitgeistes, des Erbärmlichen:

Simp. Haben Sie gesehn die Nonne, es ist doch ein schönes Gesicht.

Spr. Gehn Sie mit Ihrer Nonne, so gemein.

Schw. All diesen Leuten fehlt der Grundstein der Kunst, der so nothwendige Sinn der Frechheit.

Simp. Verzeihen Sie, Herr Professor, ich möchte bitten um eine Erklärung.

Schw. Ich muß Sie zwingen, mich zu verstehen; die höchste artistische Bosheit ist der ächte Typus der Religiosität, Religion ist der ächte Sinn der Wollust; Ausgelassenheit und Religion müssen sich im Geiste des Künstlers umarmen, aus ihnen entspringt die Ruchlosigkeit, welche das Salz der Darstellung ist.

Spr. Göttliche Theorie.

Simp. Ich habe Mühe zu verstehen. Sagen Sie, Herr Professor, wie finden Sie die Bildhauerei?

Schw. Die Bildhauerei ist eine erfrorne Musik, allen fehlten die Töne, und das Regsame, und das Leben.

Spr. Haben Sie nicht gesehn, es waren doch einige Büsten von Rauch darunter.

Schw. Von Rauch? (schlägt sich vor die Stirn.) sie müssen so versteckt gestanden haben. — Sie meine Glückliche! sollten sich nun, da ich mich an

Ihnen müde gesehn habe, portraitiren oder en buste machen lassen.

Spr. Ein schönes Compliment, in der That!

Schw. Es liegt in der Natur des Mannes, ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der bis zur Grobheit göttlich.

Simp. Sagen Sie, wie geht es zu, Herr Professor, warum is keen Schakespear mehr, warum is keen Raphael mehr, warum is mehr keen Rubens, keen Michel Angelo?

Schw. Unser höchst erbärmliches Zeitalter hat eine Lähmung an allen Gliedern, das Streben der Wissenschaften und Künste ist armselig, die Philosophie hat man in Keller und Ställe gelockt, und mit ihr und mit der Poesie sucht man überall die Stallfütterung einzuführen. Nichts wird so gründlich betrieben als die Wissenschaften vom Miste.

Simp. O!

Spr. Ah!

Schw. Wie sehr bedarf die Welt eines Hercules, um diesen Universal=Stall zu reinigen.

Spr. Und dieser Hercules könnten Sie seyn!

Simp. Gehn Sie, was wollen Sie sich damit quälen, da haben Sie gar keine Avantage davon.

Spr. Der Herr Professor haben lange nichts gemacht, und könnten stiften so vielen Nutzen.

Schw. Der Nutzen ist eine Nordische Unart, nur in der heiligen Stille der ächten Passivität kann man sein eignes Ich erschauen, und sich üben in der Gott ähnlichen Kunst, der Faulheit.

Gimp. Verzeihen Sie! ich weiß der Herr Professor rauchen Cigaro, wollen Sie was recht Delikates, versuchen Sie diesen hier, Sie kriegen ihn nicht wieder so gut und so billig, warum? ich habe ihn lassen aussuchen in Hamburg, von wem? von meinem Bruder, der hat eine Nase wie ein Hühnerhund.

Spr. Gehn Sie, was wollen Sie jetzt mit Ihrem Cigaro.

Gimp. Nun ich weiß doch der Herr Professor rauchen, und was soll er kosten, ich nehm doch kein Profit, das ganze Pfund 5 Rthl.

Schw. Gut, schicken Sie mir nur ein Pfund — Cigarorauchen gehört zu den Tendenzen des Zeitalters. Portugiesen und Spanier rauchen Cigaro, Cervantes und Camoens sind jetzt meine Lieblings-Studien.

Spr. Sie sagten mal bei den Spaniern wär der ächte Geist der romantischen Poesie.

Schw. Ohnstreitig bei ihnen findet man die wahre Musik des Lebens, die Musik der Musik.

Gimp. Verzeihn Sie, haben Sie letzlich

gehört ein Concert, hat der Möser gespielt eine Passage von Viotti tititi eine göttliche Passage, aber wie er in die Flageoleff=Töne kam, tititi, war er doch nicht ganz rein.

Spr. Gott! was reden Sie für Plattiduten.

Simp. Nun, was wollen Sie, es ist doch wahr.

Schw. Sie verstehn Musik im plattsten Sinn des Worts, hier ist die Rede von der innern Musik des Lebens, wobei einem Hören und Sehn vergeht.

Simp. Ah! ich verstehe, verzeihen Sie.

Spr. Wäre ich nur so weit, daß ich an die Spanier kommen könnte, noch immer steh ich bei dem Schakespear.

Schw. Sie lesen wahrscheinlich diesen Ungeheuern in seiner Ursprache.

Spr. Jes Sie with facility.

Simp. Nun was wollen Sie? Sie sprechen doch gut genug Englisch, es ist wahr! bei Gott! letztlich mal geht sie aus die Comödie, von hinten, ich kannt sie nicht, sie spricht englisch mit einer Freundin, ich meine es ist meine Engländerin, bei Gott!

Spr. Was ist die Stelle schön, beim Schakespear, wo die Desdemone mit ihrem Vater spricht im Mohren von Venedig: my noble fathes, es ist sublem.

Schw. Göttlich! rasend göttlich, so muß es aber auch ausgesprochen werden.

Simp. Aber, sagen Sie, warum vernegligiren Sie ganz Ihr Französisch, es ist doch gut, wenn Sie nun wollen reisen nach Paris.

Spr. C'est une pagatelle petite pour moi, je sais plus d'avantage que vous.

Simp. Verzeihen Sie, haben Sie schon gehört, das schöne Epigramm von Chevallier Maupas auf die Masque de fer was sie geben hier? un prince malheureux n'est pas moin magnanime, quand d'un destin aveuglé il est la victième.

Schw. Der neuerfahrne Eigendünkel der Franzosen ahnet nicht einmal, daß ihm die Elemente der Poesie fehlen, von der poetischen Poesie wissen sie gar nichts, und so bleiben sie kalt, flach, platt, vornehmthuend, und über alle Maassen wässericht. Ha, ha, ha!

Spr. Ueber alle Maassen wässericht. Ha, ha, ha! Gehn Sie mit Ihrem Chevallier Maupas.

Simp. Verzeihn Sie Herr Professor, Sie haben es vielleicht nicht ganz verstanden.

Schw. Quintessenzen von bon mots ohne classische Form sind für mich Ipecacuanha.

Spr. Bei Gott Ipecacuanha! Gehn Sie,

mir wird ganz schlimm, haben Sie denn nichts lieber Professor, daß ich mich wieder erhole?

Schw. Wollen Sie ein neuestes romantisches Sonnet hören?

Spr. Wie können Sie fragen! ich schwelge in die romantische Poesie.

Schw. Unerträglich vermessen sind die Dichter, die ihre Verse aufdringen und den Beifall erbetteln.

Spr. Gott! was wollen Sie, Sie sehn ich schmachte.

Schw. (liest:)
Wie kommt mir doch mein Sinn vor,
Mein Herz so glühend wie ein Mohr,
Ein süsses Sehnen mich verlor,
Da klingelt es in meinem Ohr.

Spr. Göttlich, rasend göttlich! Wie klingelt es in meinem Ohr! Sagen Sie, lieber Professor, nein sagen Sie, haben Sie, der Sie es selbst schrieben, haben Sie die ganze Feinheit dieser Strophe verstanden?

Schw. Ha ha! Die ich einst in verliebter Humor,
Mir als die Liebste meines Herzens erkohr,
Der ich meine Liebe schwor,
Die Holde war verhüllt in Flor.

Spr. Himmlisch schön! welche Spannung,

welche Erwartung. Die Holde war verhüllt in Flor. Zum Küssen, bei Gott!

Schw. Ein portugiesischer Major,
Er nannte sich Don Almanzor,
Entführte sie mit vielem Rumor
Nach der Küste von Labrador.
(er steckt das Gedicht ein.)

Spr. Man kann nicht mehr, man vergeht, man verliert den Athem, man stirbt für Vergnügen,
ein süsses Zittern durchströmt mein Ich

Schw. Sie finden es also? —

Spr. Göttlich, rasend göttlich, höchst unerwartet, überraschend, witzig, Schlag auf Schlag. Sie sind ein Teufel, ein Gott.

Gimp. Verzeihn Sie, Herr Professor, was bekommen Sie bezahlt für so ein Sonnett?

Spr. Gott! wie kann man so eine Frage thun? es ist gar nicht zu bezahlen.

Gimp. Nu hab ich doch vielleicht mahl eins zu bestellen. Verzeihn Sie, Sie sind doch so ein großes Genie. Warum schreiben Sie nicht ein episches Gedicht, ein großes?

Schw. Ich bin die Poesie selbst, und dieses Sonnett giebt so viel als der Inhalt eines ganzen Epos.

Spr. Wahr! bei Gott! Sie müssen es

mir abschreiben lassen, ich muß es auswendig lernen.

Simp. Verzeihn Sie, es bringt doch nichts ein, was haben Sie vor Avantage davon.

Schw. Sagen Sie uns Gimpertz, was die Glocke ist?

Gimp. Gleich. Bei Gott es ist 50 Minuten auf 6 Uhr, hab ich gemeint es ist noch nicht. Muß ich doch gehn in die Comödie, und hören, was sie werden haben heut viele großen Lärmen ums Verkehr. Nu was solls? es kanndoch nicht werden gegeben.

Spr. Unausstehlich gemein, wissen Sie, ich kann, ich mag itzt gar nicht gehen ins Theater. Sehn Sie die vielen gemeinen Naturen sprechen sich da aus. Die Bethmann ist doch auch hin, und mit ihrem Abgang ist, dem Berlinischen Theater der Rest gegeben.

Schw. In der That, gradezu annihilirt, zerdrückt, ein wahrer Bienenschwarm ohne Königin. Ein Fantom von Darstellung, Illiberalität, ein Fragment, ein Ueberbleibsel von Bühne, eine holperichte Rückkehr.

Gimp. Nu! werden sie vielleicht die Preise heruntersetzen.

Spr. Gimpertz! Sie bestellen mir meine Loge wieder ab. Hören Sie Herr Professor! wenn Sie so wüßten eine Gelegenheit, den Abend

auf eine andere Art hinzubringen, wäre mir gar lieb, so was Abgesondertes.

Schw. Ich bin entschlossen, in die Carricaturen des häuslichen Lebens einzudringen. Es ist heute wo ein Polterabend, lassen Sie uns hineilen, mit Arroganz eindringen, und die verschiedenen Naturen daselbst anlächeln.

Gimp. So was habe ich mir lange gewünscht, wenn ich so was wüßte von Schiller, da wollt ich es declamiren.

Spr. Nun wenn ich das gewußt hätte, würd ich doch eine andere Toilette gemacht haben.

Schw. Der Anstand und die Präsentation geben die Idealität, man wird Ihre ästhetische Natur nicht verkennen, was kommt uns nicht zu, die alltäglichen Convenienzen zu beobachten. (sie giebt ihm den Arm) alle drei ab.

Als sie im Abgehen sind, hält Gimpertz sie auf.

Gimp. Hören Sie zu! der Markör hier kennt mich von meinem Tate, der hat mirs gesagt, der Polterabend wird seyn heut hier. Nu sa'n doch gekommen so viel Leut, vielleicht ist die Geschichte schon da, können wir doch eppes gratuliren.

Spr. Nun so erkundigen Sie sich.

Gimp. (geht zur Braut) Verzeihen Sie, as Sie mir nicht können sagen, ob die Braut und der Bräutigam was da machen den Polter-Abend schon seyn hier?

(erwartet die Antwort)

(geht zurück) Hören Sie Herr Professor! Gott im Himmel, sie seyn da, sie seyn es, die dort singen.

Schw. Nun so zeigen Sie Ihre geistige Kraft. Geben Sie in Tönen von sich, was Ihr innerstes Ich mit uns empfindet.

Spr. Flechten Sie aber was ein von Blumen; Sie können doch nehmen meine hier.

Simp. Verzeihen Sie, wir seyn hierher gekommen,
Und haben gelegentlich vernommen,
Es sey hier eine Polterabend-Geschicht —
Verherrlichen müßt mer sie durch ein Gedicht!
Doch ist dazu die Zeit gar klein,
Drum geben wir unser Wünschelein
Bescheiden und fein.
Hier theile ich Blumen den beiden Getreu'n,
Das heißt, um doch sinnbildlich zu seyn,
Sie mögen einander am Weg sie streun,
Dann wird die Ehe ein Rosengärtlein.
Nun leben Sie funfzig Jahre in Frieden,
So ist Ihnen ein reines Glück beschieden,
Denn kommen die nach uns und freuen sich laut,
Im Jubelhaar leben noch Bräutigam und Braut!

(Zu Schwulst.) Nun lassen Sie uns machen den Chor aus der Braut von Messina.

Alle drei. Dann kommen die nach uns und
freuen sich laut,
Im Jubelhaar leben noch Bräutigam und Braut.

Ueber des Schauspielers Herrn Wurm jüdische Deklamation.

Den vormaligen Schauspieler am Berlinischen Theater, Herrn Wurm, zeichnen seltne komische Talente aus, er hat daneben eine gute Tenorstimme und gewandte Fertigkeit im Singen. Diese Künstlergaben machten ihn zum Liebling der Theaterfreunde, namentlich solcher, denen es mehr um Erheitrung durch Lachen zu thun ist, als daß sie dem ästhetischen Flug eines Tragikers sich nachschwingen mögen. Eine werthlose Operette, das Hausgesinde, erlebte wohl dreißig besuchte Vorstellungen, blos, weil Herr Wurm die Rolle des Bedienten mit einer unnachahmlichen Laune gab. Und mehr noch setzte er die Zwerchfelle in Bewegung, wenn er einen Israeliten der Gattung darzustellen hatte, welche durch eine abweichende Mundart und gewisse eigenthümliche Gebehrden sich zu erkennen giebt. Hier Alles nach dem treusten Leben zu malen, darin sucht Herr Wurm seinen Meister, und man sieht, daß nur ein scharfer Beobachtungs=

geist, verbunden mit einer eben so anhaltenden Uebung, ihn zu derjenigen Höhe leiten konnte, die es ihm einmal gefiel, in dieser — freilich nicht edel kunstsinnigen — Manier zu ersteigen.

Man verstehe indessen hier keine gewöhnliche Weise. Bei jeder Bühne finden sich wohl Schauspieler, die Judenaussenseiten nachzuahmen verstehn, und denen Rollen solcher Art zufallen. Häufig gilt davon aber, daß wenn man eine, man alle gesehn hat. Nicht so bei Herrn Wurm. Vom altsittigen Trödler an, bis zum reichsten Wechsler, der seine Abkunft platterdings in Rede und Thun nicht offenbaren, vielmehr zeigen will, daß jenen Anstrich verfeinerter Umgang und eigne Bildung rein austilgten, dem aber doch in manchen Augenblicken ein Zeichen davon entflieht, weiß dieser Mime nicht allein die Endpunkte, sondern auch die zwischen ihnen liegenden Abstufungen treffend auszudrücken. Weil ihm das Theater jedoch nicht so viele Gelegenheiten darbot, als die Mannigfaltigkeit seines Talents es wünschte, zeigte er diese wohl auch in Privatgesellschaften, und kaum war es einigemal geschehn, als er auch selten eine besuchte, wo man nicht um eine Probe der erwähnten Kunstfertigkeit gebeten hätte. So gefällig wie gesellig, ließ er sich denn nicht oft zweimal bitten. Da gab es nun Handelsszenen, Gebote und

Ueberbote auf Versteigerungen, Streite und Zankunterhaltungen über den Papierstand an der Börse, andere an Theetischen über Kunst- und Litteraturgegenstände, immer aus besondern Klassen, und mit verschiedenen Stimmen und abweichendem Ausdruck vorgetragen, wozu das biegsame Sprachorgan des Herrn Wurm sich überraschend eignet.

Nichts übertraf indessen sein jüdisches Deklamiren, von ihm das jüdische Deklamiren genannt. Es war einmal Ton in Berlin — zum Theil wohl noch — in Abendgesellschaften die Zeit damit zu verkürzen: daß einige ihrer Glieder Poesien von Schiller, Göthe, Schlegel u. s. w. hersagten. Und wer möchte eine solche Unterhaltung dem Spieltische nicht vorziehn.

Nun mußte Herr Wurm das auch in einem oder dem anderen israelitischen Hause, wo man auf Bildung Ansprüche machte, wahrgenommen haben. Die Momente, wo an den ästhetischen Redeton ein Anklang jüdischer Mundart sich geschmiegt hatte, konnten seinem feinen Ohr nicht unbemerkt geblieben seyn. Und er gab dann wieder was er vernommen, und seine Freunde gern hörten.

Alexis und Dora, die Kraniche des Ibikus, der Gang zum Eisenhammer und mehr Gedichte

dieser Art, wurden dann in ermeldeter Weise aufgetischt. Von allen gelang ihm Schillers Taucher am meisten. Es wurde angenommen: daß eine hebräische Dame diese Poesie vortrug, mit behutsamer Vorsicht: von den Sprachgewohnheiten ihrer Nation nichts dabei unterlaufen zu lassen. Im Anfang geht das ziemlich von Statten, doch nicht lange, und bald hie bald da mengt sich eine Verrath übende Betonung ein. Je mehr der Affekt steigt, je weniger sind die Zeichen zu vermeiden, und endlich in die Fantasie und Empfindung des Gedichts fortgezogen, greift die Selbstvergessenheit völlig Platz, und man hört kein Wort mehr, das nicht an eine, im Laden Seidenzeug verhandelnde Jüdin, erinnerte.

Dieser Taucher wurde nun hochberühmt; man lud Herrn Wurm oft an vornehme Tafeln, um ihn dort von ihm zu hören.

Mag der Kunstwerth einer solchen Aufheiterung dahin gestellt seyn, gewiß ist aber: daß Herr Wurm mit einer großen Künstlichkeit dabei zu Werke ging, und dreist kann man behaupten, daß in ganz Deutschland ihm niemand dergleichen nachthun werde, daß auch, wenn er stirbt, diese Kunst — wie sie nun einmal ist — mit ihm verloren gehen muß.

Es würde, so genau man sie auch beobachtet hätte, ungemein schwer seyn, nur sie zu be-

schreiben, der Begriff ließe sich Niemanden, der nicht Herrn Wurm gehört, deutlich machen. Noch mißlicher würde es stehn, wenn man eine Anleituug zu dieser seltsamen Kunst aufzusetzen versuchen wollte. Man glaube aber bei dem Allen nur: daß nicht unerhebliche Feinheiten darin verborgen sind, daß nicht blos der Takt des Genies hier waltet, sondern auch eine tiefgedrungene Kunstphilosophie — dieser Kunst, wie sie nun einmal ist.

Eine Anleitung zu diesem Deklamiren hätte, bei diesem Taucher, zwei Geläufigkeiten, und zwei Affekte (Leidenschaften) vorzuschreiben.

Jene beträfen Sprache und Haltung. Der israelitischen Dame müssen die Art zu reden, und sich darzustellen, nach den eben üblichen Zeitmoden in der vornehmen Welt, höchst geläufig seyn, denn hiernach strebte die um Bildung Ringende, und jüdisches Streben ist ernst und heiß, gewinnt viel von dem, was es sich als Ziel vorsteckte.

Um nichts weniger fertig und leicht sollen ihr aber auch gemeinhebräische Mundart und Wesen von Statten gehn. Sie hörte und sah das als Kind von manchen Umgebungen, spricht und thut daheim noch mit Dienstboten so, oder mit geringen Glaubensgenossen, um nicht sich auszuzeichnen, oder um desto verständlicher zu

machen. Welche Manier also auch vorkömmt, immer ist die geläufigste Natürlichkeit bedungen.

Affekte, leidenschaftliches Empfinden, Gemüthsbewegungen, können aber bei Jemand, dem zwei gleich eingeübte Manieren beiwohnen, sie leicht vermengen. So reden z. B. die Kaufleute in Hamburg und Lübeck, in Gesellschaften hochdeutsch, mit ihren Arbeitern und Matrosen hingegen platt. Oft aber, wenn sie in Hitze gerathen, kömmt bald diese bald jene Sprache vor.

Zwei Gemüthsbewegungen muß erwähnte Poesie vortragende Dame nun im Verfolg des Gedichts kund geben. Die eine ist leidenschaftliche Neigung für die Schönheiten des Gedichtes an sich; und wie sie nun tief und tiefer sie empfindet, auch zeigen will, daß sie im Innersten davon durchdrungen ist, kann ihr dann leicht eine Vergessenheit in Laut und Klang der Worte begegnen.

Die zweite Art von Gemüthsbewegung tritt jedoch hervor, wenn der Inhalt des Gedichtes ihre ohnehin entflammte Einbildungskraft theils noch mehr aufregt, theils Ideen daran vorüber fliehen läßt, die insbesondere judenthümlich sie berühren können. So muß es nicht fehlen, daß sie bei dem goldnen Becher, dem versprochenen Reichthum lebendiger wird. Gold, Summen, lehrte ihre Erziehung sie mit Enthusiasmus

betrachten. Bei dem Untertauchen in die Wellen hat sie Furcht und Graus in sehr hohem Maas darzuthun, weil man von den Israeliten eine ungemeine Scheu vor dem Wasser, das keine Balken hat, behauptet. In solchen Augenblicken ist es natürlich, wenn die Nationalität im Ausdruck überwiegt, ja endlich die Rednerin gänzlich fortzieht. — Nach einer solchen Theorie pflegt Herr Wurm in jüdischer Deklamation (poetischer Redekunst) zu verfahren.

Daß er hiedurch eben keine Freunde unter den Israeliten zählte, wird Niemand bezweifeln. Sie hörten von seinen Vorträgen reden, ja, sie waren wohl, im Weinhause, Zeugen davon, weil der Künstler nicht berücksichtigte wer, außer seinen Bekannten, noch anwesend seyn mochte.

Daher geschah es denn, als Herr Wurm späterhin ein Gefängniß beziehen mußte, daß ihm die Vermuthung aufstieg: Niemand, als die jüdischen Einwohner von Berlin hätten ihm das angezettelt. Auch manche seiner guten Freunde theilten diese Meinung.

Um desto mehr bestritten sie die im Verdacht Gehaltenen, wenn Jemand mit ihnen davon sprach. Unsere Kolonie, sagte Einer von ihnen, ist zu klug, sich um die Possen zu bekümmern, die Herr Wurm getrieben hat, und zu klug, Geld wegzuwerfen, um sich dafür zu rächen.

Im Allgemeinen ist es auch nicht glaublich, dagegen konnte Herrn Wurm eine Muthmaßung dieser Art nicht verübelt werden, sie mußte, bei ihm, einigen Schein für sich haben.

Denn einige Wochen vorher, als das berufene Theaterstück: Unser Verkehr, sollte gegeben werden, empfing Herr Wurm einen ungenannten Brief, der ihn mit harten Verfolgungen bedrohte, wenn er nicht die Gewohnheit einstellen würde: Judenrollen, mit einem stärkeren, als nöthigen, Farbenauftrag zu geben, und außerdem sich über die Juden lustig zu machen. Es hieß sogar: mehr als ein Schreiben dieser Art, wäre bei ihm eingelaufen.

Er achtete nicht darauf. Im Gegentheil spielte er nun, in der erwähnten Posse, den jungen israelitischen Burschen, recht, was man con amore nennt. Grade hat dieser auch Lust und Neigung zum Deklamiren, doch ohne Geschick und Gedächtniß kund zu thun. Er sagt Stellen aus der Ballade: Leonore, und folgendermaßen:

Lenore fuhr ums Morgenroth
    Empor aus schwerem Säumen,
Bist untreu Wilhelm oder todt,
    Wie lange willst du träumen.
Er war mit König Friedrichs Schlacht,
    Gezogen in die Prager Macht,
Und hatte nicht geblieben,
    Ob er gesund geschrieben u. s. w.

Daß Herr Wurm noch mehr that, als seine Rolle vorzeichnete, läßt sich schon denken; nicht

lange jedoch war das Stück auf die Bühne gekommen, als der Künstler sich genöthigt sah, davon abzutreten. Denn ein Frauenzimmer klagte ihres Sohnes willen, eines schweren, unnatürlichen Verbrechens ihn an, und er mußte das Gefängniß beziehn. Er läugnete die Anschuldigung ab, und behauptete: die Lebensweise und Sinnesart jenes Frauenzimmers gäben zu vermuthen, daß Bestechungen die Klage hervorgebracht hätten, und der ihm zugesandte Brief, ließe keinen Zweifel übrig, daß es von Israeliten geschehen sey. Demungeachtet fiel das erste Urtheil hart aus, uud verdammte ihn zu einjährigem Zuchthause. Nach erfolgter Appellation, und eingeholtem Rechtsgutachten wurde er hingegen ab instantia freigesprochen, gab noch ein sogenanntes deklamatorisches Konzert, worin abermals jüdische poetische Vorträge Platz fanden, und mied dann Berlin.

Sein Prozeß hatte großes Aufsehn gemacht. Herr Wurm zählte viele Freunde seines Talents halber, man konnte ihn etwa mit jenem Jeannot vergleichen, welcher einst, in seiner Art, großen tragischen Helden den Rang streitig machte, und von dem ein französischer Schriftsteller sagte: Le public a le droit de s'amuser à son gré: quand le comediens françois l'ennuient, il fait bien d'aller chez Jeannot que

le divertit. So machten auch viele hochgerühmte Trauerspiele den Berlinern Langeweile, und sie besuchten sie spärlich, wogegen das Haus sich füllte, wenn Herr Wurm eine possenhafte Rolle gab. Die Freunde seines Talents verabscheuten das von ihm behauptete Verbrechen.

Der deutsche Beobachter enthielt sehr feindliche Aufsätze gegen ihn; Herr Wurm vertheidigte sich dagegen in der Zeitung f. d. e. Welt, und versprach, eine genaue Darstellung seiner unschuldig erlittenen Leiden, im Druck zu geben. Dies muß man erwarten.

Er meint in seiner Vertheidigung: die Aufsätze im deutschen Beobachter, wären auch aus jüdischen Federn geflossen. Dies verhielt sich bestimmt nicht so, und es ist, wie schon gesagt, nicht glaubwürdig, daß seine Anklage durch Israeliten sollte bewirkt worden seyn. Wäre demungeachtet Einer von ihnen im Spiele gewesen, hätte er wahrlich nicht wohl daran gethan, neuen Haß wider seine Nation aufzuregen. Die Zeit ist ohnehin ihr wenig günstig in der Meinung, theils, weil so manche Zeichen auf wiederkehrenden Fanatismus deuten, theils, indem man die Summen, welche die Hebräer unter den letzten Kriegen anhäuften, überschätzt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

6138

XX V.89

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Julius <<von>>,

Jüdische Romantik und Wahrheit

Berlin 1817

Jud. 115 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10571011-3